Durch Tod zum Leben

Von

Herbert Silberer

573



Beiträge zur Geschichte der neueren Mystik und Magie.
Heft 4.

Durch Tod zum Leben.

Eine kurze Untersuchung
über die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung des Symbols der Wiedergeburt in seinen Urformen, mit besonderer Berücksichtigung der modernen Theosophie

von

Herbert Silberer.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Heims.
1915.

Ein Vorwort vom Kriege.

Die Menschenfreunde, besonders jene, welche es mit Gott zu halten liebten, der seine Sonne über alle Bewohner des Erdballs ohne Unterschied scheinen läßt, sie finden ihr Gemüt durch den großen Krieg in schmerzlichen Zwiespalt gebracht. Edle Begeisterung, brennender Durst nach Recht und Gerechtigkeit, beispiellose Tapferkeit, bereitwillige Unterordnung und Hingabe des Lebens für einen großen Gedanken — das sind Dinge, die zur höchsten Bewunderung hinreißen und im Kriege einen Förderer schöner Tugenden zeigen; aber daneben stehen Grausamkeit, Vernichtung, Tod. Wie soll die Rechnung mit den widerspruchsvollen Größen vollzogen werden, wie soll sich das verwickelte Exempel lösen, ohne daß ein bitterer Rest zurückbleibt?

Wenn der zurückbleibende Rest etwa das widerspruchsvolle Wesen des Menschen selbst sein sollte — dieses loszuwerden dürfen wir freilich nicht erwarten. Wir können uns bloß zumuten, seine Bitterkeit durch unser eigenes Gemüt, unseren eigenen guten Willen zu sänftigen, ja verschwinden zu machen.

In den einfachsten Überlegungen schon zeigt sich das Widerspruchsvolle. Ich fragte einen erregten Friedensapostel, der in Krieg und Kampf das schlechthin Häßliche sah, was ihm besser gefalle: der Löwe oder der Esel, der Adler oder die Gans. Er antwortete natürlich: der Löwe, der Adler; und bald stellte sich heraus, daß er am Löwen, am Adler und auch an anderen Tieren gerade das als schön, als vorbildlich empfand, was diese Tiere zu überlegenen Mördern macht. Die Kraft der Muskeln, die Geschmeidigkeit des Körpers, die Sicherheit der Bewegung, die Schärfe des Auges, die Raschheit des Zustoßens, kurz, alle die Eigenschaften, welche für das Fassen und Überwältigen der Beute Gewähr leisten, stellten sich als das Schöne an den bewunderten Tiertypen heraus. Und auch auf die Menschen ließ sich einiges von der so gewonnenen Einsicht übertragen; natürlich mit gewissen Veränderungen, denn wir wollten begreiflicherweise nicht den Räuber, den Mörder oder den Raufbold als

das Ideal des Menschen hinstellen. Wir sahen überhaupt vom körperlichen Bilde des Menschen ab. Wir wandten unsere Betrachtung vielmehr der Kultur zu, dem Handel und Wandel, den Schöpfungen von Kunst und Wissenschaft. Aber trotz der Wendung ins Ideale begegnete uns immer wieder der Raufbold, untrennbar verwachsen mit der Entwicklung auch der feinen Kultur, zu denen er die Mittel, sozusagen das Rohmaterial, gar oft mit schrecklicher Gewalt eroberte. Nur zu oft war der Boden, auf dem später die herrlichsten Kulturgüter erwuchsen, mit Blut gedüngt. Muß das so sein? Werden wir aus diesen Widersprüchen nie herauskommen? Vielleicht in einer unendlich fernen Zeit, deren Vorläufer und Verkünder, wie die rechtzeitig verstorbene Berta v. Suttner, offenbar einen weiten Weg von überirdischen Ländern her zu uns gemacht haben. Was hat sie bewogen, ihre schöne Heimat zu verlassen, um unsere Erde zu besuchen? Große Liebe gewiß, und das Bedürfnis, einige Klänge der Sphärenharmonie, die da hoch oben irgenwo klingen mag, zu uns zu tragen, uns lärmenden Menschen. Wir sind noch ferne von jener Zeit, die uns die volle Harmonie bringen müßte. Bringen? Falsch! Sie wird nicht von selber kommen. Alles will erarbeitet sein. Und wir werden nach dem Kriege nicht die Hände in den Schoß legen. Der Krieg sei Vorbereitung zu neuer Arbeit, und alles Vernichtungswerk nur ein Ausholen zu neuem Schaffen! Dies sei der Trost für alle, die von der mächtigen Ernte des Todes traurig gestimmt worden sind.

Der Tod ist nicht bloß ein unbarmherziger Schnitter; er ist auch ein Säemann, der geheimnisvoll das künftige Werden vorbereitet. Dieser erhebende Gedanke hat die Menschen seit jeher gestärkt, wenn die Hand des Todes sie erbeben machte. Im ersten Brief an die Korinther schreibt Paulus: „Du Narr, das du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn. — Es wird gesäet verweslich, und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesäet in Unehre, und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesäet in Schwachheit, und wird auferstehen in Kraft.“ Die Hoffnung führt uns jenseits des Grabes hinaus: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ Versuchen wir aber einmal, die Rede vom Saatkorn ganz wörtlich, ganz irdisch zu nehmen, und wir sehen die Urform eines kräftigenden Glaubens an den universellen Zusammenhang des Lebens, an die Unzerstörlichkeit der Werdekraft vor uns.

Die Menschen kommen, wie all ihre Nahrung, all ihre Güter, aus der großen, unerschöpflichen Mutter Erde. Im Tode gehen sie wieder zurück in diese, aber nicht als Trümmer der

Vernichtung, sondern genau wie die Saatkörner, um als neue Generation wieder zu kommen, zu wachsen, zu blühen. Ein ewiger Kreislauf. Doch nicht genug an diesem Zusammenhang. Das Leben aller Lebewesen ist letzten Endes das selbe — so will es ein tiefwurzelnder alter Glaube, dessen Poesie ich nicht durch die trockene Bezeichnung „Aberglaube" zerstören möchte. Die Kinder der großen Mutter Erde hauchen einander gegenseitig ihre Seelen ein; was stirbt, befruchtet auch, indem es in den unendlichen Schoß zurücksinkt. Der Weg in die Erde wurde bei vielen Völkern nicht bloß durch die Bestattung, sondern auch durch die Sitte betont, den Sterbenden auf den Boden zu legen.

Der Gedanke, daß der Sterbende die Erde befruchte und in Pflanzenform wieder auflebe, hat sich, abgesehen davon, daß er bei Naturvölkern noch gegenwärtig zu finden ist, auch bei den Kulturvölkern in gewissen Formen erhalten. In einem auf dem Grabe wachsenden Baum die Seele zu vermuten, das ist dem primitiven Gemüt, wie Wilhelm Wundt sagt, „eine so naheliegende Assoziation, daß man sich wundern müßte, wenn sie nicht entstanden wäre." In Indien wurden nach brahmanischem Ritual nach der Leichenverbrennung die Knochen gesammelt und der Erde an einer Stelle übergeben, wo diese mit Wurzeln durchwachsen war, weil „die Väter zu den Wurzeln der Bäume hinschlüpfen". Und wenn Griechen wie Römer das Grab mit Blumen und einer Zypresse schmückten, so knüpften sich daran ursprünglich gewiß ähnliche Vorstellungen; in der christlichen Welt hat sich der Brauch erhalten, wenn die Bedeutung auch verblaßte. Im Märchen, das bekanntlich Züge ältesten Glaubens bewahrt, finden wir das Motiv des Baumes auf dem Grab ungemein poetisch verwendet. Aschenputtel pflanzt auf dem Grab der Mutter ein Haselreis, und es wächst ein schöner Baum daraus, dessen Bedeutung nicht zweifelhaft ist. Das Vöglein, das diesen Baum zur Wohnung nimmt, ist der Geist der gütigen Mutter, der das Mädchen in allem Ungemach tröstet und ihr all die guten Gaben spendet, die sie endlich zum Glücke führen.

„Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich,
Wirf Gold und Silber über mich."

Und in mütterlicher Fürsorge gewährt der Baum alles, was dem Mädchen frommt. Ebenso klar ist im Märchen vom Machandelboom (Nr. 47 bei Grimm), daß der Baum die gütige Seele der Mutter aufgenommen hat, wozu noch die Besonderheit kommt, daß die Knochen des erschlagenen Kindes ebendort

begraben werden und daß sich aus ihnen, gleichsam unter dem mütterlichen Schutz des Baumes, die Seele des Kindes als Vogel emporschwingt. Ein verwandter Zug ist, daß in einem anderen Märchen, das den Stoff zum „Klagenden Lied" gab, aus dem Grab eines getöteten Jungen ein Schilfrohr wächst, das dann, von einem Hirten als Flöte gebraucht, die traurige Weise singt:

„Ach, lieber Hirte mein,
Du bläst auf meinem Totenbein."

Das Verbrechen wird entdeckt und gesühnt. — Der von der Natur inspirierte Mensch kennt kein Aufhören des Lebens, kennt keinen absoluten Tod.

Minder poetisch, aber doch eigentümlich kraftvoll nimmt sich ein anderes Produkt der nämlichen Überzeugung aus: die Opferung lebender Menschen (später Tiere) um der Fruchtbarkeit des Bodens willen. Diese Opferung mit dem Gedanken einer Überleitung der Lebenskraft, diese Düngung mit Blut, hat eine große Rolle in der Entwicklung der menschlichen Kultur gespielt. Noch leben oder lebten kürzlich selbst unter den Völkern der zivilisierten Welt ländliche Bräuche als letzte Zeugen davon.

Das große Opfer blickt von ferne durch, wenn im Frühjahr ein in Blätter gehüllter Bursche zum Gaudium der Gemeinde in den Bach geworfen wird, wenn der „Tod", der „Winter" oder der „Fasching" ausgetrieben, wenn eine Strohpuppe angezündet, ein Popanz mißhandelt und zerstückelt wird; wenn zur Erntezeit der Schnitter der letzten Garbe in diese eingewickelt und geprügelt, wenn der „Alte" oder der „Bauer" getötet, der „Kornwolf" erjagt, der „Heukerl" totgeschlagen, der „Bock" geschunden, der „Dreschhund" zerprügelt wird; wenn lebende Tiere — Rinder, Böcke, Schweine, Hähne — erschlagen und zerstückelt oder verbrannt und ihr Blut oder ihre Knochen, Federn, Aschen auf dem Acker ausgesprengt oder dem Saatkorn des nächsten Jahres beigemengt werden. Den letzten verfeinerten Ausläufer stellt das Gebildbrot dar, das Gebäck in Tier- und Menschenform, das statt der Lebewesen gebrochen, zerstückelt und wohl auch verbrannt und der Saat beigemischt wird. Durch alle die Symbole aber klingt noch von fern her das gewaltige Lied vom Leben, das nur durch Hingabe von Leben erkauft werden kann. Altes muß sterben, damit Neues werde. Blut ist der vornehmste Dünger! Eine rohe, grausame Weise, die aber doch — in höherem Sinne verstanden — als eine stärkende Hoffnung, als eine Heilsbotschaft gehört werden kann:

Nicht umsonst fließt das Blut, nicht umsonst fallen die Opfer. Möge die Saat, die jetzt furchtbar gesäet wird, einst herrlich aufgehen! Mögen die sich opfernden Seelen „zu den Wurzeln" alles Werdens hinabsteigen und aus ihnen den grünenden Wald einer schönen Zukunft emportreiben; einen erquickenden Wald, dessen Bäume vielleicht allen Menschen auf Erden ein wundervolles Lied vom Frieden rauschen werden!

Wien, im Sommer 1915.

Herbert Silberer.

Durch Tod zum Leben.

Es hat zu allen Zeiten Gesellschaften gegeben, die sich von dem profanum volgus abschlossen, in die man nur durch Weihen oder Erfüllung gewisser bedeutsamer Riten aufgenommen wurde, und die sich als die Hüter sublimer Schätze der Geisteskultur ansahen. In solchen geheimen Bünden, welche sich um die Pflege der höchsten philosophisch-religiösen Ideale, deren jeweils ihre Zeit fähig war, bemühten, war stets die Vorstellung des Todes als eines Schlüssels zu höherer Lebensvollendung vertreten, und zwar namentlich in der Form einer rituellen Wiedergeburt: man sollte einen mystischen Tod durchmachen, um das richtige Leben des Eingeweihten zu gewinnen. Als Beispiele für derlei Institutionen sind etwa anzuführen die ägyptischen, die griechischen, die Mithras-Mysterien, die gnostischen Kulte, Täufersekten, gewisse antike Philosophenschulen, das Christentum der ersten Christen, dann aus späterer Zeit Akademien der Renaissance, eine Reihe humanistischer Sozietäten und Orden, welche sich äußerlich an Künstlervereinigungen und Gewerkschaften anschlossen, ferner die aus ihnen entsprungenen, aber vermutlich nicht zu einer eigentlichen Organisation gelangten Rosenkreuzer (zu Beginn des 17. Jahrh.) sowie die Freimaurer, deren äußere Bundesgestalt von 1717 datiert. Endlich reihen sich noch die gegenwärtigen theosophischen und okkultistischen Gesellschaften an, welche sich ebenso, oder eigentlich weitaus pathetischer, als die Hüter hoher Geheimnisse gerieren und, wenigstens für ihre inneren Kreise, gleichfalls ein System von Weihen und einen gewissen Abschluß vor den Profanen haben. Welche Rolle diese Theosophisten[1]) in der Reihe der betrachteten Bünde spielen — es ist eine rückschrittliche — das werden wir bald sehen. Indem wir nämlich den Gedanken der symbolischen Wiedergeburt in seine Ursprünge verfolgen, werden wir uns auch

---

[1]) Ich sage „Theosophisten", um diese ganze Gattung mit einem gemeinsamen Namen zu belegen und sie von den echten alten Theosophen zu unterscheiden.

über die gegenseitige Stellung der Bünde in der geistesgeschichtlichen Entwicklung klar werden.

Wie kein anderer vor ihm hat Ludwig Keller[1]) die historischen Zusammenhänge und Ideenverwandtschaften der großen menschenerziehenden Geheimbünde ans Licht gebracht; hat er den Stammbaum ihrer in die heutige Zeit herein reichenden Formen (Freimaurerei) bis in die ältesten Dokumente der Kulturvölker zurück verfolgt: und die Motive des Todes und der Auferstehung erfuhren dabei eine Würdigung, die ihre mächtige Bedeutung ebenso erkennen läßt wie ihr hohes Alter. Daß jene Symbole, die eine so unerschöpfliche Lebenskraft bewähren, nichts Zufälliges sind, sondern die erwähnten geistigen Bemühungen mit einer gewissen Notwendigkeit begleiten, ließ sich schon nach den historischen Tatsachen vermuten. Deutlicher wurde uns diese Notwendigkeit ihrem inneren Wesen nach in psychologischen Überlegungen[2]), die uns vollends vor der gewissermaßen entwertenden Auffassungsmöglichkeit schützen, es hätten die Lehrbilder bloß zufälligem Entstehen, zufälliger Tradition ihr reich entfaltetes Leben zu verdanken. Sie sind vielmehr Ur-Ideen, fließen aus den tiefsten Quellen des Allgemein-Menschlichen. Eine letzte Bestätigung dafür — wenn es einer solchen noch bedarf — kann man durch ethnologische Vergleichung finden, indem man nicht bloß die geschichtlichen und mythologischen Dokumente der alten Kulturvölker nebeneinander stellt, sondern insbesondere die Geheimbund-Riten und Jünglingsweihen der gegenwärtig vorhandenen Naturvölker betrachtet. Findet man auch bei diesen primitiven Menschenschlägen an den verschiedensten Punkten der Erde unmißverständliche Gestaltungen der in Rede stehenden Symbole, so ist kein Zweifel mehr an ihrer Naturnotwendigkeit möglich. Was gesetzmäßig allenthalben entsteht und sich allenthalben erhält, ist nicht das Singulär-Zufällige, sondern das Allgemein-Notwendige. Minder beweiskräftig mochte es sein, als man bloß unter den Kulturvölkern der Alten Welt, die ja lange Zeit allein die ganze Aufmerksamkeit der Forschung auf sich zogen, in verschiedenen Orten und Zeiten die gleichen Symbole und Ideen nachwies; denn diese Völker — so konnte

---

[1]) Dr. Ludwig Keller hat seine betreffenden Schriften größtenteils in den Monatsheften der Comenius-Gesellschaft für Kultur und Geistesleben niedergelegt.

[2]) Herbert Silberer, Probleme der Mystik und ihrer Symbolik, Wien und Leipzig, 1914. — Dr. C. G. Jung, Wandlungen und Symbole der Libido — Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des Denkens, im: Jahrb. f. psycho-analyt. u. psycho-pathol. Forschungen, III—IV (Wien u. Leipzig 1911—12).

man einwenden — bildeten zum Teil ihrer Abstammung und vollends ihrem Geistesleben nach eine große Familie, deren Mitglieder (Völker) unter dem Einfluß gemeinschaftlicher Traditionen oder eines weitreichenden Gedankenaustausches stünden, so daß das Auffinden gleicher Ideen nichts für deren notwendiges Entstehen bewiese. Dem ließ sich nun freilich entgegenhalten, daß Gedanken und Symbole — zugegeben, sie hätten bloß durch äußerliches Zutragen Verbreitung erlangt — nur dann allenthalben festen Fuß fassen, nur dann zu unverwelklicher Blüte gelangen, wenn sie dem menschlichen Geist und Gemüt selbst urverwandt sind. Aber bei den Naturvölkern liegt die Sache noch klarer, da bei ihnen jenes einschränkende Argument sich auf ein Minimum reduziert, welches nicht in Betracht kommen kann. Auch die Beeinflussung durch die Kulturvölker, etwa durch die Missionare, kann nicht ins Treffen gebracht werden, um die Ubiquität jener Ur-Ideen auf zufällige Verbreitung zurückzuführen. Das auf diesem Wege zu den primitiven Völkerschaften gelangte geistige Gut hat zwar ehemals naive Mythologen bisweilen verführt, wunderbare Parallelen zu allerlei biblischen Details jenseits der Ozeane zu entdecken, ist aber erstens dem geschärfteren Auge leicht als Import kenntlich und hat zweitens mit jenen festgewurzelten Einrichtungen nichts zu tun, die wir in den Einweihungsriten alsbald kennen lernen werden. Diese müssen im allgemeinen als autochthon gelten. Sie sind zweifellos an den entlegensten Orten unabhängig voneinander entstanden, der Natur des menschlichen Gedanken- und Gefühlslebens selbst entsprossen — ein rechtes Beispiel, könnte man sagen, für Adolf Bastians fruchtbare Lehre vom Völkergedanken, mit der freilich anfangs Mißbrauch getrieben wurde, die aber, in den ziemlichen Grenzen gehalten, unbestreitbar richtig ist.

Noch einen anderen Vorteil gewährt die Beschäftigung mit den Naturvölkern: sie zeigen uns sozusagen eine für die Kulturvölker längst entschwundene Zeit leibhaftig gegenwärtig. Was uns selbst die ältesten Denkmäler der Ägypter und der Babylonier mehrere tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung bieten, sind nicht Kulturanfänge, sondern schon hochstehende Produkte einer langen Entwicklung; das Jugendstadium der Menschheit läßt sich auf diesen Linien höchstens in vagen Umrissen ahnen, keineswegs jedoch erschließen. Die Zeit wo man dies zu können vermeinte, sich aber in bloße Phantasien hineinträumte, ist für die ernste Forschung vorbei. Wir können diese Verhältnisse in Wilhelm Wundts umfassendem Werke über die Völker-

psychologie [1]) ebenso überzeugend als anschaulich dargelegt finden. Nicht die hohen Jahreszahlen v. Chr. machen völkerpsychologisch das „Alter" aus. Was sich bei den Kulturvölkern im Nebel der Vorzeit verliert, das dürfen wir bei jetzt lebenden Naturvölkern suchen, welche uns gleichsam in weit frühere Perioden zurückversetzen [2]); und wenn das, was wir suchen, etwas Allgemein-Menschliches ist, etwas, das der menschlichen Natur als solcher anhaftet, so finden wir es auch. Die (im Sinne der Entwicklung) älteste Gestalt und Geschichte des Symbols vom neuen Leben, das der Tod erschließt, erspüren wir also nicht auf den Tontafeln Babels, nicht an den Tempelmauern Ägyptens, sondern bei den „Wilden" in Australien, Melanesien, Mikronesien, Afrika, Amerika.

So willkommen die Aufschlüsse der Psychologie und der Ethnologie dem ernsten Forscher, z. B. dem Historiker der Pädagogik, dem Religionspsychologen oder dem freimaurerischen Spezialforscher, ohne Zweifel sind, so unbequem müssen sie dem Theosophisten sein, und zwar aus zwei Gründen. Erstens erweisen sie den Ursprung des Wiedergeburts-Symbols sowie zahlreicher anderer Bestandstücke der Theosophisten-Lehren, deren Aufzählung für diesmal zu weit führen würde, aus den primitiven Denkformen des Menschengeschlechts, machen also jene hochmütigen Herleitungen der gepriesenen Lehren zuschanden, die uralter Priesterweisheit (womöglich von Atlantis her) entstammen oder auch, sei es durch diese gewaltigen Magier, sei es auf anderem geheimnisvollen Wege, aus dem ambrosischen Mund einer überirdischen, göttlichen Macht zu uns geströmt sein sollen Um das zu finden, was man an allen Straßenecken — eines Australierdorfes noch dazu — antrifft, braucht man wohl nicht den Demiurgen zu einem Privatissimum zu bemühen. Zweitens zeigen vergleichende Forschungen der erwähnten Art die Theosophisten auf einer Stufe stehend, deren Niedrigkeit ihnen peinlich wäre, wenn sie in ihrem Dünkel noch die kritische Fähigkeit hätten, sich zu orientieren. Sie zeigen sie nämlich in mehreren Beziehungen etwa auf der Stufe afrikanischer, australischer und melanesischer Stämme. Der erschöpfende, auf den gesamten gedanklichen und sittlichen Gehalt der modernen „Theosophie" und „Anthroposophie", oder wie die Theosophisterei sonst heißen mag, durchgeführte Nachweis hiervon würde selbstverständlich einen

---

[1]) Wilhelm Wundt, Völkerpsychologie (Mythus und Religion), 3 Teile, Leipzig, 1910 (1. Teil, 2. Aufl.), 1906, 1909.

[2]) Auch hiefür gibt es gewisse Einschränkungen, doch treffen sie nicht unsere Bestrebungen, dürfen also übergangen werden.

dicken Band, oder richtiger, mehrere Bände füllen. Was ich heute liefere, kann nur als ein kleiner Beitrag zu solch einem Unternehmen gelten. Ja, ich betrachte es gar nicht als meine Aufgabe, irgend einen „Nachweis" zu erbringen, wohl aber finde ich es für nötig, gelegentlich der positiven Arbeit entwicklungsgeschichtlicher Betrachtung des Symbols „Durch Tod zum Leben" auch kritisch das abzufertigen, was mir die schlichte, liebe Sprache dieses Symbols zu verballhornen scheint. Es ist ganz in der Ordnung, daß durch eine ernste Untersuchung des Todes- und Lebens-Symbols alle jene gewinnen, die es ohne Hochmut gebrauchen und nichts als ethische Zwecke damit verfolgen — z. B. die den genannten Forderungen entsprechenden freimaurerischen Systeme [1]; daß dagegen alle jene dabei verlieren, welche es mit spiritueller Eitelkeit und mit Gedanken gebrauchen, die den Forderungen entwickelterer Einsicht nicht nur nicht genügen, sondern geradezu einen deutlichen Rückfall in sonst normaler Weise überwundene Infantilismen [2]) beweisen.

Ich bedaure die Theosophisten herzlich, daß sie so schlecht dabei wegkommen; nicht um sie lächerlich zu machen, sondern um — wenn es möglich ist — ihnen das Gesicht zu öffnen oder ihre in die Wolken starrenden Augen herabzulenken auf einen irdischen, aber zuverlässigen Spiegel, apostrophiere ich sie und rufe sie auf zu vorurteilsfreier Beschäftigung mit Ethnologie und Psychologie, und zwar, was diese betrifft, besonders mit der Psychanalyse, aus Gründen, die ich noch anführen werde. Erfolg darf mein Aufruf freilich nur bei wenigen erwarten, welche mottengleich das gleißende Licht der theosophistischen Geheimlehre umtanzen. Die schon zu nahe herzu Geflogenen, mit ihren Flügeln die Flamme fast Berührenden, im Rausche des Glanzes Taumelnden, sie sind für Belehrungen von außen nicht zugänglich; diejenigen wieder, welche selber den Glanz erzeugen oder erzeugen helfen und sich als Fackelträger bewundern lassen, haben Aufklärung schon gar nicht gerne, denn sie droht, ihnen Geschäft und Ansehen zu verderben. Aber einige, die noch neugierig und unschlüssig an der Peripherie des Strahlenkranzes herumflattern — und nach den Aufregungen des Krieges wird es so manchen Sucher geben — können durch

---

[1]) Über ihre Unterschiede in der aktuellen Beleuchtung durch den Krieg, siehe August Horneffer, Deutsche und ausländische Freimaurerei, München 1915.

[2]) Aber nicht im Sinne von Matth. 18, 3: Wahrlich, ich sage euch: Es sei denn, daß ihr euch umkehret, und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.

warnende Zeichen verständigt werden; und wenn es einer Aufklärungsschrift gelingt, auch nur einige wenige von diesen zu heilsamer Kritik zu kräftigen, so hat sie ein befriedigendes Ziel erreicht.

Daß der Gedanke der Wiedergeburt in den Geheimlehren der Theosophisten vorkommt, dürfte allen, die sich damit beschäftigt haben, bekannt sein. Nur findet er sich nicht überall in voller Sinnfälligkeit vor; so sieht man ihn z. B. in der adyar-theosophischen Richtung innig verknüpft mit der Seelenwanderung (Reincarnation), so daß auf mehrere Erdenleben (oder Planetenleben) verteilt erscheint, was in einfacheren Systemen in einem Leben erledigt werden soll. Auch die angestrebte Bildung „neuer innerer Organe" gehört zu der Wiedergeburts-Symbolik und wird sich in ethnographischen Parallelen wiederfinden. Je organhafter und je leibhafter die Entwicklung von Fähigkeiten oder Funktionen aufgefaßt wird, einer desto tieferen Stufe gehört die „Lehre" an. Freimark[1]) tadelt ganz richtig: „noch keine Lehre hat das im Menschen unzweifelhaft vorhandene Geistige in einem solchen Maße materialisiert, als es die Adyar-Theosophie tut . . . Aber nicht genug damit . . ., sie zerreißt auch seine Einheit. Die alte religiöse Meinung kannte nur eine Dreiheit, Leib, Seele und Geist, und diese Dreiheit war, wenigstens während des irdischen Daseins, untrennbar. Aber schon Blavatsky zerlegte diese Dreiheit in eine Siebenheit, und Steiner hat sie sogar zu einer Neunheit erweitert. Jede menschliche Regung wird von allen anderen abgespalten und ihr ein besonderer Sitz verliehen. Auch die Tiere und Pflanzen werden ebenso wie die Menschen durch ihre Regungen für Steiner in ebensoviele Leiber und Seelen zerteilt . . . Bei jeder neuen Funktion desselben Objektes schaut Steiner ein durchaus neues Wesen. Da werden die den Körper durchpulsenden, ihn erhaltenden oder zerstörenden Kräfte zum „Kraftleib", die Empfindungen werden zur „Empfindungsseele", die noch in den ihr untergeordneten „Begierdenleib" ausstrahlt. Verstand und Bewußtsein erscheinen getrennt als „Verstandes- und Bewußtseinsseele", und jede umkleidet sich mit einer gewissen, wenn auch immer feinstofflicher werdenden Form", womit übrigens die Vielheit noch lange nicht erschöpft ist. Derlei Anschauungen lassen sich jederzeit durch psychologische und ethnographische Vergleichungen als Rückfälle in primitive

---

[1]) Hans Freimark, Moderne Theosophen und ihre Theosophie, Leipzig 1912, S. 46.

Denkformen erkennen. Der Rückfall wird zur Tugend gestempelt, indem man auf den romantischen Irrtum von der „uralten Weisheit" zurückgreift.

Dr. R. Steiners krause Lehre vereinigt bekanntlich Adyar-Theosophie mit rosenkreuzerischen Aspirationen; sie kommt hier aufs neue mit Wiedergeburts-Ideen zusammen, denn ein Hauptgehalt der alten rosenkreuzerischen Legenden besteht in der Entdeckung wichtiger Aufschlüsse im Grabgewölbe des „Vatters Rosencreutz" und in anderen romanhaften Begebenheiten, die mit Tod und mit Wiederbelebung zu schaffen haben. Nicht das jedoch, was an der Rosenkreuzer-Bewegung (Beginn des 17. Jahrh.) historisch und wahr ist [1]), hat wiederholt Charlatane und besonders neuere Theosophisten angezogen, sondern der Legendenkranz, der sich einst um jene Bestrebungen bildete, dem Sensationsbedürfnis der Massen entspringend, von Abenteurern genährt und von der farbenfrohen Volksphantasie ausgeschmückt: dieses sagenhafte Bild der Rosenkreuzer, dessen richtige Auffassung die mythologische und volkskundliche wäre, dieses phantastische Bild wird unter großer Geheimtuerei als Panier emporgehalten und — wirkt Wunder. Spricht man doch auch von der Atlantis wie von einer geographischen und historischen Tatsache, ohne daß übrigens einzusehen wäre, warum gerade die Phantasieregionen der griechischen Sage herhalten müssen, wo wir doch das ebenso reale und höchst einladende Schlauraffenland bei der Hand haben. Die Rosenkreuzer aber mit ihrer teilweise unantastbar historischen Wirklichkeit und dem einstigen festen Glauben an ihr wunderbares Treiben sind wie geschaffen zu einem wirksamen Aushängeschild.

Es darf auch nicht vergessen werden, daß die magischen Anleitungen, die den Schülern in theosophistischen Zirkeln zuteil werden (oder die man ihnen wenigstens in Aussicht stellt), um ihre inneren Sinne zu entwickeln, aus psychologischen Gründen mit einer gewissen Notwendigkeit zu visionären Wiedergeburts-Erlebnissen führen, falls sich überhaupt Visionen und verwandte Erscheinungen einstellen. C. G. Jung und ich [2]) haben uns über diese Gründe bereits so eingehend ausgesprochen, daß ein bloßer Hinweis darauf genügen sollte. Nichtsdestoweniger will ich zur Illustration ein Beispiel anführen. Ich

[1]) Kurze Informationen darüber: Herbert Silberer, Probleme der Mystik und ihrer Symbolik, II, 4. — Allgemeines Handbuch der Freimaurerei (Lennings Enzyklopädie d. Frmrei.), Leipzig 1900—01, s. v. Rosenkreuz und Rosenkreuzer.

[2]) A. a. O.

habe mehrmals lekanomantische Versuche veranstaltet. Die Lekanomantie ist ungefähr dasselbe wie das Krystallsehen, nur daß die schauende Person nicht in eine Krystallkugel, sondern in ein mit Wasser gefülltes Becken blickt. Die vollständigste Serie lekanomantischer Sitzungen hielt ich vor einigen Jahren mit einer weiblichen Versuchsperson namens Lea (pseudonym) ab. Sie fanden unter Bedingungen statt, die nach okkultistischer Ansicht das Hellsehen begünstigen (und meiner Ansicht nach auch wirklich derartigen Phänomenen Vorschub leisten), und waren auf Grund der seelischen Dispositionen dazu angetan, zu „inneren Erlebnissen“ zu führen. Sie fielen in eine Zeit wirklicher seelischer Entwicklung. Es stellten sich reichlich Visionen und später auch sie begleitende Auditionen ein. Die minutiöse Analyse [1]) der Gesichte sowie auch der in jene Periode fallenden Träume entlarvte das gesamte Material des Geschauten als bildmäßigen Ausdruck für die faktischen seelischen Vorgänge; mit anderen Worten: in den Bildern reflektierte sich weiter nichts als das, was damals das Gemüt dieser Person lebhaft bewegte; wessen das Herz voll war, dessen flossen gleichsam die Augen über. Ein Theosophist hätte in den mitunter recht phantastischen Bildern weiß Gott was für „astrale“ und sonstige auf allerlei entlegenen „Ebenen“ sich abspielende mysteriöse Vorgänge gewittert. Die Psychanalyse belehrte mich indes, daß das nach innen gewendete Auge eben das eigene Ich sah, das Ich mit seinen Strebungen, Wünschen, Befürchtungen, Leidenschaften (besonders der Erotik), Konflikten usw., nur eben in Bildern, wie es die Eigenart des primitiv arbeitenden Traumdenkens ist. Der zehnte Versuch brachte eine nicht zu verkennende Wiedergeburts-Symbolik:

X. Versuch, 2. Juni 1911 abends.

8 Uhr 5 Min. Beginn des Versuches.

8 Uhr 8 Min. (Lea beschreibt ihre Gesichte:) „Ich sehe die schwarze Katze mit dem glühenden Kreis.

8 Uhr 9 Min. Ich sehe den alten Juden. Er betet. Betet vor einer Kanzel, von dort reicht ihm jemand eine Bibel herunter, aber er greift nicht danach; immer tiefer wird sie ihm gereicht, er weicht aber zurück und will sie nicht haben. — Er streicht sich übers Haar und wird ein kleines Kind; aus der Bibel wird auch ein kleines Kind; sie nähern sich und küssen einander. [Auf Befragen:] Die Kinder sind

[1]) Ziemlich ausführlich mitgeteilt im Zentralblatt für Psychoanalyse und Psychotherapie (Dr. W. Stekel), II. Jahrg. (Wiesbaden 1911—12), Hefte 7—10, III. 2—3.

einige Monate alt und nackt. Die Hand, die früher die Bibel gehalten hat, ruht segnend über ihnen.

8 Uhr 13 Min. [Auf Befragen:] Man sieht nichts mehr. [Ich: „Trachten Sie, den Juden wiederzusehen!"]

8 Uhr 14 Min. Ich sehe einen schwarzen Sarg und Lichter ringsum. Aus dem Sarg fliegen Tauben. — Ich sehe ganz unten auch den alten Juden. [Ich: „Fragen Sie ihn, was das zu bedeuten hat!"] Er weint und sagt: er ist selber begraben und muß sein eigenes Grab sehen.

8 Uhr 15 Min. [„Fragen Sie ihn, wer er ist!"] Er will nicht antworten und droht mit der Hand, wenn ich ihn frage. [„Man muß ihn trösten!"] Er wird eine weiße Wolke. Eine andere (weiße Wolke) kommt ihm entgegen. Sie berühren sich.

8 Uhr 17 Min. Ich habe den alten Juden wieder gefragt (wer er sei); er antwortet, daß er etwas von mir selber sei, und daß ich das wissen sollte.

8 Uhr 20 Min. Mönche kriechen hinter dem Sarg wie aus einer Höhle hervor; sie wollen den Sarg wegtragen, aber sie können es nicht.

8 Uhr 21 Min. Der Sarg ist verschwunden, an seiner Stelle ist eine Frau, sehr groß; sie hat vorn und hinten ein Gesicht. Auf ihrem Kopf ist eine Wolke mit zwei Flügeln. — Beide Gesichter sind sehr aufgedunsen. Das eine Gesicht spricht. Sie sagt, wozu sie doch Flügel habe, wenn das andere Gesicht sie nicht fliegen läßt. Die Flügel drücken sie und sie wird immer kleiner." —

Der alte Jude, die Hauptperson in der Vision, war auch schon bei früheren Versuchen erschienen und hatte sich nach längerer Entwicklung dahin vergeistigt, eine psychische Potenz in Lea darzustellen (nachdem er ursprünglich bloß Repräsentant wirklicher Personen gewesen, deren Erinnerungsbilder er vertrat). Hier bezeichnet er nun das Rückständige, das Lea in sich fühlt; das Wesen, das sie ablegen möchte. Diesem Wunsche entsprechend geht nun eine Wiedergeburts-Szene vor sich, ein Durchgang durch den Tod zum neuen Leben. Das Alte, der Jude, soll erledigt, ein neuer Glaube angenommen, d. h. ein neuer Lebensweg (nämlich in der Wirklichkeit) eingeschlagen werden. Das Alte (die rückständigen Tendenzen, welche die neuen Lebensentschlüsse hemmen) sitzt aber noch fest; der alte Jude will nicht gleich die Bibel annehmen, die man ihm reicht. Er beginnt aber, sich übers Haar zu streichen, d. h. nachzudenken. Er überlegt sich's und bringt das Opfer des schweren Entschlusses. Er

opfert sich auf, legt sich in den Sarg. Als alter Jude stirbt er, um als Kind sich mit der neuen Lehre (d. i. Lebensauffassung, Lebensweg) zu vereinigen. Sobald der alte Jude im Sarge liegt, sieht ihn Lea „ganz unten". Er ist überwältigt, sein Regiment hat aufgehört. Der Friede ist in Leas Seele eingezogen, Tauben, Friedensboten, steigen aus dem Sarg des alten Juden auf. Die Tauben triumphieren über den alten Juden; sie sind das Gegenstück zur schwarzen Katze (Symbol für eine widerspenstige, trügerische Tendenz in Lea), die durch des alten Juden Opfermut diesmal überwunden wurde und sich deshalb später nicht mehr zeigt. Man kann auch sagen, die schwarze Katze (der nicht erneute alte Jude) ist tot und liegt im Grab. Die Anordnung der Figuren in der Vision ergibt ein Gesamtbild von Leas Psyche, sofern der Konflikt ihrer beiden Hauptrichtungen in Betracht kommt. Sobald der alte Jude tot ist und die Tauben triumphieren, müssen die Mönche (die Falschheit) von dannen gehen. Die Taube war als Symbol bereits im VI. Versuch aufgetreten, und zwar in einer Bedeutung (Religion, Gerechtigkeit, Friede), die mit der „idealen Lea" übereinstimmt. Für den Sarg tritt um 8 Uhr 21 Min. das Bild einer Frau mit zwei Gesichtern und einer geflügelten Wolke ein. Die doppeltgesichtige Frau ist die disharmonische Lea; Lea im Zustande des alten Juden. Dieser stirbt; daher ist die Frau aufgedunsen, was nach Lea ein Zeichen von „Krankheit oder Tod" ist. Der Sarg mit dem alten Juden ist somit identisch mit der doppeltgesichtigen, lebendig-toten Frau.

Ich mute dem mitgeteilten Beispiel als einzelnem Falle keine Beweiskraft zu. Es sollte nur illustrieren. Wer sich für Beweise interessiert und durch eingehenden Unterricht die Fähigkeit zu erwerben wünscht, die visionären und traumhaften Erlebnisse überhaupt in ihre psychischen Wurzeln zu verfolgen, dem empfehle ich die psychanalytische Literatur [1]), die eigentlich jeder beherrschen sollte, der über den Wert „innerer Erfahrungen" mitreden will. Die Kenntnis der Psychanalyse gewährt überdies tiefen Einblick in jene treibenden Momente, die den Hang zu den schmeichelnden Wohltaten theosophistischer Schwärmerei be-

[1]) Einiges ist angegeben in meinen „Problemen". Die wichtigsten Schriften sind etwa: Sigmund Freud, Die Traumdeutung [4], Leipzig u. Wien 1914; Ders., Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre, Leipzig u. Wien 1906 u. 1909; Ders., Zur Psychopathologie des Alltagslebens [3], Berlin 1910. — Zeitschrift: Imago (herausg. v. Freud), Wien u. Leipzig 1912 ff. — Nicht zur psychanalytischen Literatur gehörig, aber mit ihr verwandt und außerordentlich lehrreich: Theodor Flournoy, Die Seherin von Genf, Leipzig 1914.

wirken, zeigt das Walten geheimster Sehnsucht nach Erfüllung kaum bewußter, dem Tagesbewußtsein vielleicht peinlicher und deshalb von ihm verleugneter Wünsche. Der von den Theosophisten so gerne zitierten Vorschrift „Erkenne dich selbst!" könnte der Jünger durch Psychanalyse ausgezeichnet dienen, wenn ihm überhaupt ernstlich darum zu tun ist.

Würden von den Theosophisten die „inneren Erlebnisse" so gewertet, wie es ihnen zukommt, so wäre nichts daran zu bemängeln, vorausgesetzt, daß sich für das die „Übungen" betreibende Individuum die Introversionsform [1]) der religiös-ethischen Entwicklung empfiehlt und daß die angestrebte Entwicklung sich eben wirklich in ethischen Bahnen bewegt. Werden jedoch die aus dem Unterbewußtsein heraufsteigenden Symbole seelischer Vorgänge und Entwicklungen sowie die visionären Wunschgebilde (die als solche durchaus nicht ohne weiteres kenntlich sind!) als objektive Realitäten gewertet und ausgegeben, so passiert den Leutchen genau dasselbe, was wir bei den Medizinmännern der Wilden possierlich und verzeihlich finden. Die „astralen" Erlebnisse zahlreicher Okkultisten erinnern mich lebhaft an die eingebildeten Seelenfährnisse eines Malayenvolkes, wo es Brauch ist, daß, wenn einer träumt, ins Wasser gefallen zu sein, seine Freunde tagsdarauf alles daransetzen, die in Ertrinkungsgefahr geratene Seele aus dem nahen Flusse zu fischen. Die traumhaften Zustände, in denen die visionären Erlebnisse vor sich gehen, stellen zunächst immer seelische Regressionen (Rückschritte zu primitiveren Funktionsweisen der Psyche) vor, ganz ähnlich wie der Traum [2]). Die Weltbilder der Theosophistik weisen, weil selbst visionären Erlebnissen entsprungen (Fr. Blavatsky), wenn nicht klug nachahmender Berechnung zu verdanken (ich will keine Namen nennen), deutlich jenen regressiven Charakter auf, der, wenn er sich in einem Individuum allzusehr festsetzt, zum Wahnsinn wird. Recht sinnig müßte auf den Theosophisten die Abbildung auf Seite 428 von

---

[1]) Herbert Silberer, Probleme usw., III, 1. — C. G. Jung im Jahrb. f. psychoan. u. psychop. Forschgn., III, 159 u. IV, 163 ff.

[2]) Die Regression ist eine Art psychischen Rückschreitens, das im Traum und den verwandten psychischen Erscheinungen in mehrfacher Beziehung zur Geltung kommt. So greift der Traum zurück auf infantile Erinnerungen und Wünsche. Er greift auch zurück von den komplizierten, vollendeteren Funktionen auf primitivere, vom abstrakten Denken auf anschauliches Vorstellen, vom praktischen Handeln auf die halluzinatorische Wunscherfüllung. Der Träumer nähert sich also der eigenen Kindheit, wie auch (durch Rückgreifen auf die primitivere, anschauliche Denkweise) der Kindheit der menschlichen Rasse. (H. Silberer, a. a. O., S. 28.)

Kraepelins Allgemeiner Psychiatrie[1]) wirken, die sich von den belehrenden Diagrammen von der Hand großer „Meister" wenig unterscheidet und in allerlei Kurven, Schlangenlinien, Punkten und Sternen „die Seele des Menschen im Maßstabe 1:4 der beobachteten Größe" darstellt; sie rührt, was ich, um Verwechslungen vorzubeugen, eigens bemerke, von einem Verrückten her. Das Archaische an regressiv entstandenen Weltbildern zeigt auch recht hübsch ein Beispiel, das C. G. Jung[2]) beobachtete.

Was die Wiedergeburt — auch ein archaisches Bild — angeht, muß ich noch erwähnen, daß sie auch in der Mazdaznan-Lehre vertreten ist, und, gleichwie in Dr. Brauns „Reformehe", mit der Sexualität in Verbindung. Die gelungenste Wiedergeburt ist wohl die (jedenfalls nur auf Grund unerhört parsischer Meistergedanklichkeit mögliche) Umwandlung ihres Stifters Herrn Hanish in einen Zar-Adusch̄t Ha'nish (hoffentlich schreibe ich das richtig), dem das ethische Ziel der Lehre, der persönliche Erfolg, recht gut gelang.

Mit dem ethischen Ziel der modernen Theosophisten-Lehren ist das überhaupt so eine Sache. Der Zug ins Infantile, die ewige Verwechslung von subjektivem und objektivem Geschehen, das ewige Vermaterialisieren des Geistigen durch Hypostasierung immer neuer Empfindungs- und sonstiger Leiber, das ewige Kokettieren mit vornehmer Herkunft des Geheimwissens, ja endlich die bewußte Nasführung der Gläubigen: man könnte Nachsicht üben und sich mit allem dem — am schwersten mit dem letzten Vorgehen — abfinden, wenn das ganze Getue zur Schaffung ethischer Werte führen möchte, die ein Zehntel, ja auch nur ein Hundertel jener Größe hätten, die der Aufgeblasenheit der Lehre und ihrer Träger entspräche! Aber da sieht es leider, wie Freimark[3]) so anschaulich geschildert hat, traurig aus. Hut ab vor den großen, ehrlichen, einfachen Mystikern wie Meister Eckhart, Tauler, Jakob Boehme! Männer dieser Art wußten dem Symbol der Wiedergeburt jenen sittlichen Inhalt zu geben, der ihm für ewig den Glanz leuchtender Schönheit verleiht. Wie weit entfernt sind doch die Theosophisten von ihrem Geiste!

* * *

---

1) Dr. Emil Kraepelin, Psychiatrie[8], 1. Band, Leipzig 1909.

2) Dr. C. G. Jung, Zur Psychologie und Pathologie sogen. okkulter Phänomene, Leipzig 1902.

3) Hans Freimark, a. a. O. und: Die okkultistische Bewegung, Leipzig 1912.

Es ist nun an der Zeit, daß ich zu meinem engeren Vorhaben zurückkehre, die unter den Naturvölkern beobachteten primitiven Formen des Ritus: Durch Tod zum Leben einer Betrachtung zu unterziehen, die auf die späteren Schicksale des Symbols, auch das theosophistische, einiges Licht zu werfen, geeignet ist.

Wenn ich vorhin von einer „Ubiquität" der Gebräuche und Anschauungen sprach, die durch symbolisches oder magisches [1]) Sterben ein neues Leben erschließen wollen, habe ich freilich nicht gemeint, diese Riten seien absolut überall zu finden, sondern nur, daß sie in den verschiedensten, miteinander nicht verbundenen Teilen der Erde vorkommen. Indes erweitert sich der Kreis der Verbreitung noch wesentlich, wenn man in Betracht zieht, daß die in Rede stehenden Anschauungen in verschieden deutlichem Grade zum Ausdruck kommen und daß bisher meist nur die sinnfälligeren Beispiele als zu diesem Typus gehörig bekannt geworden sind. Wollte man, was eigentlich das Richtige wäre, alle die Ausdrucksgrade von der handgreiflichen Darstellung bis hinunter zu dem leisen Anklang in mythischen Vorstellungen berücksichtigen, so erwiese sich vielleicht beinahe eine faktische Ubiquität des Gedankens: durch Tod zum Leben. Und zwar scheint diese Vorstellung namentlich dort aufzutreten, wo der Mensch um eine umwälzende Verbesserung seines Wesens sich angestrengt bemüht. Dann bietet sich ihm jene Idee gewissermaßen als magische Formel.

Das Ziel der Verbesserung des Wesens ist nicht immer das gleiche. Der Primitive hat dabei andere Dinge vor Augen, als z. B. dem platonischen Christen vorschwebten, der in den Felsengräbern die Weihe suchte. Über das Gemeinsame — so-

[1]) Alles Zeremoniell des Naturmenschen geschieht in magischer Absicht: er hält, wie E. B. Tylor es kurz formuliert hat, eine gedankliche Verknüpfung für eine wirkliche; und er weist seinen die harte Wirklichkeit noch nicht sachkundig genug bearbeitenden Wünschen diese vermeintlich wirksame Bahn. Später erst dämmert unter großen Umwälzungen der Weltbilder die klare Erkenntnis:

Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Will ein Primitiver haben, daß es regne, so bedient er sich der „imitativen" oder „homöopathischen" Magie, wie es J. G. Frazer bezeichnet: er veranstaltet eine Gießzeremonie, also etwas, das so wie Regen aussieht oder daran erinnert. In einer weiteren Phase der Kulturentwicklung wird man anstatt dieses magischen Regenzaubers Bittgänge zu einem Gotteshaus veranstalten und den dort wohnenden Heiligen um Regen anflehen. Endlich wird man auch diese religiöse Technik aufgeben und dafür versuchen, durch welche Einwirkungen auf die Atmosphäre Regen erzeugt werden kann. (Vgl. Freud, in: Imago, II, S. 6.)

zusagen den Faden, an dem die Entwicklung gleitet — sollen am Schlusse dieses Aufsatzes einige Worte gesagt werden. Vorläufig interessieren uns einmal die Urformen der Gebräuche als solche.

Die hauptsächlichen Anlässe, wo das Lehrbild oder der Ritus: durch Tod zu neuem Leben ursprünglich vorkommt, scheinen die Wende vom Knabenalter zum Mannesalter und der Wunsch nach Erwerbung übernatürlicher[1]) Fähigkeiten zu sein. Das beste Material liefern uns demgemäß die gewöhnlich zur Zeit der Pubertät stattfindenden Jünglingsweihen und die Zaubererweihen, namentlich aber die ersteren, die nach der Auffassung von H. Schurtz[2]) für das Zeremoniell der Männerbünde geradezu vorbildlich gewirkt haben. Schurtz findet sogar „die Entstehung der Geheimbünde . . . nur auf diesem Wege verständlich" und legt daher größten Wert auf die Hervorhebung der „immer wiederkehrenden Hauptzüge der Knabenweihen, da gerade diese für die Geschichte der Menschheitsentwicklung . . . von hoher Wichtigkeit sind[3])." Zu den immer wiederkehrenden Zügen gehören folgende. Der in die Klasse der Junggesellen oder der erwachsenen Männer aufzunehmende Jüngling muß längere Zeit in der Dunkelheit oder an einem abgesonderten Orte verbringen, um den sich Unterweltsvorstellungen ranken; er muß Proben des Mutes und der Standhaftigkeit ablegen; er wird einer Tötungs-Zeremonie unterworfen, wonach er als ein neuer Mensch wiederbelebt wird; er muß unter Anleitung seiner Führer alles, auch die einfachsten Bewegungen und Tätigkeiten (Essen, Sprechen, Gehen usw.), von neuem lernen, bekommt einen neuen Namen, spricht auch oft eine neue Sprache (Geheimsprache); seine Führer weihen ihn in Geheimnisse ein, die außerhalb des Bundes unbekannt sind und auch nicht verraten werden dürfen; den s. v. v. Profanen, zumal allen Frauen, ist der Zutritt in die Loge des Bundes versagt. — Fast unmerklich vollziehen sich Übergänge von dem gewöhnlichen Junggesellenbund zu eigentlichen Geheimbünden, die sich dann in den verschiedensten Richtungen entwickeln und gelegentlich auch — wie es namentlich bei einigen afrikanischen Stämmen geschah — gewaltig ausarten können. Über sozial wertvolle Funktionen solcher Gesellschaften soll später einiges mitgeteilt werden.

Schon die kurze Charakteristik zeigt jedem Kundigen, daß

---

1) Dieser schwankende Ausdruck ist in seiner Dehnbarkeit gerade recht, verschiedenen Fällen zu genügen.

2) Heinrich Schurtz, Altersklassen und Männerbünde. Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft. Berlin 1902.

3) Schurtz, a. a. O., S. 96.

diese Bünde die genauen Vorläufer der eingangs genannten sind, deren letzten Ausläufer, die Theosophisten, ganz merkwürdig wieder auf die infantilen Anfänge zurückweisen.

Ich lasse den Reigen der Beispiele in Afrika anheben. Vorauszuschicken habe ich noch, daß die Weihe zumeist mit der Beschneidung verbunden ist, sowie daß die Bräuche zum großen Teil schon dahinschwinden.

In der Gegend von Boma am Kongo werden die zu weihenden Jünglinge in Palmblattzeug gekleidet und nach einer Reihe von Prüfungen in einen totenähnlichen Zustand versetzt, worauf man sie im Fetisch- oder Geisterhause scheinbar bestattet. Wenn sie dann wieder erwachen, stellen sie sich, als ob sie das Gedächtnis für alles Vergangene verloren hätten, selbst ihre Eltern nicht mehr kennten und sich des eigenen Namens nicht mehr erinnerten. Sie erhalten darauf einen neuen Namen. Unter sich haben die Beschnittenen eine Geheimsprache, „was schon auf das Beginnen geheimbündlerischer Bestrebungen hindeutet; in der Tat knüpfen die meisten afrikanischen Geheimbünde an die Knabenweihe mit ihrer Wiedergeburt an . . .; an ihnen sind die Ideen des Sterbens und Auferstehens denn auch am besten zu studieren [1]."

Den in einen Bund aufgenommenen Anhänger seinen Verwandten usw. zu entfremden, ist ein häufiger Gebrauch der Theosophisten. Die ethnologische Grundlage dafür hat Schurtz eingehend beleuchtet: diese Entfremdung hat einzutreten, weil der Knabe aus der Pflege der Weiber herauskommen und als Jüngling in das Männerhaus einziehen soll.

Noch um eine eigentliche Knabenweihe handelt es sich bei den merkwürdigen Bräuchen der Vey und Gola im Hinterlande von Liberia. Hier werden die Knaben der freien Leute wie der Sklaven (sonst sind meistens nur die Freien zur Aufnahme qualifiziert) etwa im zehnten Lebensjahre nach einem Zauberwald (Berri, Belli, Grigri-Busch) entführt, wo sie einige Monate bis ein Jahr lang in Abgeschiedenheit leben, Unterricht in Tanz [2], Waffenführung und Rechtslehre erhalten, allerlei Proben des Mutes abzulegen haben und sich der Tätowierung und Beschneidung unterziehen. Durch die Tätowierung erhalten die Knaben die Marke ihres Stammes. Man nimmt an, daß sie gleich beim Betreten des Waldes von einem Waldgeist getötet und dann zu neuem Leben erweckt werden; die Kinder weigern

---

[1]) Schurtz, a. a. O., 102 f.

[2]) Der Tanz hat sakrale, zauberische Bedeutung.

sich deshalb oft, freiwillig hinzugehen und werden dann nachts von einem Verkleideten — der den Geist mimt — gewaltsam weggeholt. In welcher Weise die Wiedergeburt stattfindet, ob man die Kinder wirklich einschläfert, oder ob ihnen die Sache einfach eingeredet wird, hat Büttikofer[1]), dem die Angaben über diese Sitten hauptsächlich zu verdanken sind, nicht ermitteln können. Fragt man die Mutter eines verschwundenen Knaben, wo er geblieben sei, so erhält man gewöhnlich die Antwort: „der Geist hat ihn weggeführt" oder „der Geist hat ihn genommen". Keiner, der selbst diese Schule durchgemacht hat, wird die nötige Aufklärung geben, selbst dann nicht, wenn er geschlagen oder sogar mit dem Tode bedroht würde. Sicher ist, daß die Knaben nach der Wiedergeburt tun, als ob sie alle Erinnerung an ihr Leben verloren hätten, ihre früheren Bekannten nicht mehr kennten und alles, was ihnen früher geläufig gewesen, ganz aufs neue lernen müßten. Auch die Mädchen werden übrigens in Zauberwäldern erzogen, jedoch in anderen, die nur für sie bestimmt sind[2]).

Bei den westlichen Fulbe werden die Knaben angeblich von einem geisterhaften Wesen, Horny oder Horn genannt, verschlungen und bleiben eine Reihe von Tagen in seinem Leibe. Die schreckliche Stimme des Horny tönt oft durch die Wälder. Sie wird vermutlich durch ein Schwirrholz hervorgebracht. Dieses ist ein unter den Naturvölkern häufig anzutreffendes und fast stets mit dem Nimbus des Geheimnisvollen umgebenes Instrument. Es besteht im wesentlichen in einer Holzlamelle, die an einem Faden durch die Luft gewirbelt wird und einen brummenden oder heulenden, mitunter recht schauerlichen Ton produziert[3]). Nach der Rückkehr sind die Knaben noch tagelang ohne Sprache[4]).

Die Kenntnis des Schwirrholzes behalten die darin Eingeweihten streng für sich. Die übrigen, worunter sämtliche Weiber und Kinder, glauben fest daran, daß das schauerliche Gebrumm, dessen Ursache sie nicht sehen, von Geistern herrühre, und sind überzeugt, daß die Eingeweihten mit solchen in Verbindung stehen, — ein Glaube, den diejenigen, welchen er Respekt verschafft, noch durch andere Mittel kräftig nähren, ohne daß man in jedem Falle genau feststellen könnte, wie weit sie selbst in dem Glauben an ihre Geisterbeziehungen befangen sind

[1]) J. Büttikofer, Reisebilder aus Liberia, 1890. — II, 302 ff.

[2]) Leo Frobenius, Die Masken und Geheimbünde Afrikas, in: Nova Acta . . ., Abh. d. kais. Leop.-Carol. deutsch. Akad. d. Naturforscher, 74. Band, Halle 1899, S. 119. — Schurtz, a. a. O., S. 103.

[3]) Über das Schwirrholz siehe J. D. E. Schmeltz, Das Schwirrholz. Hamburg 1896.

[4]) Schurtz, a. a. O.

und wie weit sie bewußte Täuschung üben. Ganz analoge Verhältnisse — wenn auch ohne Schwirrholz — kann man bei den modernen Theosophisten beobachten!

Das Symbol des Verschlungen-Werdens durch einen Geist vereinigt den Gedanken des Aufenthalts in der Unterwelt mit jenem des Verweilens in einem Leibe, um daraus wiedergeboren zu werden. Wir werden Beispiele kennen lernen, die das deutlicher herausfühlen lassen. Die „Wiedergeburt" ist eine Spezialform des Gedankens: durch Tod zum Leben, wenn auch manche Autoren den ersten Ausdruck als allgemeine Bezeichnung gebrauchen. Auch ich bediene mich dieser Lizenz.

Der Bund „Ndembo" oder „Nkita" ist im Kongo-Gebiete weit verbreitet. Wenn jemand in das Ndembo eingeweiht werden soll, weist ihn der Ganga, sein Mystagog, an, auf ein gegebenes Zeichen hin sich plötzlich tot zu stellen. Dementsprechend stürzt der Novize auf irgend einem öffentlichen Platze ganz unerwartet nieder; man legt Begräbnisgewänder über ihn und trägt ihn zu einer Umzäunung außerhalb der Stadt, die Vela heißt. Man sagt von ihm, er sei Ndembo gestorben. Manchmal wird der vorgebliche plötzliche Tod zu einer ansteckenden Hysterie: auf diese Art erhält der Ganga die genügende Anzahl für eine vollständige Einweihung, zwanzig, dreißig, auch fünfzig. Man nimmt nun an, daß die derart Gestorbenen in dem Vela verwesen und vermodern, bis nur noch ein einziger Knochen übrig geblieben ist. Den nimmt der Ganga an sich. Nach einer gewissen Zeit, die an den verschiedenen Orten zwischen drei Monaten und drei Jahren schwankt, glaubt man, daß der Ganga diesen Knochen nehme und daß er vermöge seiner Zaubermittel jeden einzelnen vom Tode wieder auferstehen lasse. An einem bestimmten Tage glaubt man, daß die Auferstehung stattgefunden habe, und die Ndembo-Gesellschaft kommt in Masse in feierlichem Aufzuge, mit feinen Kleidern und unter allgemeinem Jubel in die Stadt zurück. Wenn die Ndembo-Leute zurückgekehrt sind, tun sie so, als wären sie aus einer andern Welt gekommen. Sie haben neue Namen angenommen, welche dem Ndembo eigentümlich sind. Sie geberden sich, als wären sie in dieser Erscheinungswelt ganz fremd, kennen ihre Eltern und Verwandten nicht, wissen nicht, wie man ißt, und brauchen einen, der für sie kaut; sie wollen alles haben, was sie sehen, und wehe dem, der das verweigert. Die Ndembo-Leute dürfen schlagen und töten, wenn es ihnen paßt, ohne die Folgen fürchten zu müssen. „Sie wissen's nicht besser", sagen die Leute in der Stadt. Sie betragen sich alle zusammen wie die Mondsüch-

tigen ... Wenn irgend jemand neugierige Fragen nach dem Lande, aus dem sie gekommen seien, an sie richtet, stecken sie einen Grashalm hinter das Ohr und tun so, als hätten sie keine Ahnung davon, daß man sie angeredet hat. Die, welche diese Zeremonien durchgemacht haben, nennen sich nganga, die Wissenden; die Uneingeweihten bezeichnet man mit vaga. Während des Aufenthaltes in dem Vela lernen die Nganga eine Geheimsprache, die den gewöhnlichsten Dingen phantastische Namen gibt [1]). Daß sich die Ndembo-Leute „wie die Mondsüchtigen" geberden und allerlei Schabernack, auch recht weitgehenden und gefährlichen, zum Schrecken der Umgebung treiben, ja treiben sollen, ist wieder eine weit verbreitete Erscheinung und hat ihren Sinn darin, daß die Aufgenommenen sich als in die Gemeinschaft der Geister gelangt betrachten und, wenigstens zu Zeiten, sich in Gemäßheit eines Geisterspuks zu betragen haben. Man könnte von Maskenfreiheit reden. Die antiken Saturnalien und die Faschingsbräuche enthalten analoge Elemente.

Die erotische Betonung der Ausgelassenheit der Geweihten — worüber später noch einiges mitgeteilt werden wird — ist psychologisch namentlich darauf zurückzuführen, daß durch die Vorbereitungsriten, wie Abgeschiedenheit, geschlechtliche Enthaltung, Fasten, Rauschtränke usw., eine beträchtliche Stauung der Libido bewirkt wird, die, sobald die Weihe erreicht ist und das strenge Regime endigt, explosiv hervorbricht. Von der ideellen Beziehung des Sexuellen zur Wiedergeburtsidee werden wir auch noch hören. Mit Bezug auf die theosophistische Rückkehr zum Primitiven sei nur darauf verwiesen, wie eng auch hier das Sexuelle offen oder versteckt mit der Wiedergeburt verknüpft ist (z. B. Reformehe und Verwandtes). Es muß ferner jener zahlreichen christlichen Sekten gedacht werden, die ebensolche Verirrungen ins Grotesk-Naive aufweisen wie die Theosophistik, nur daß ihre Sinnlichkeit vielleicht etwas aufrichtiger ist — jener Sekten von „Erweckten" und „Wiedergeborenen", die so gerne zu äußerster Lizenz in erotischen Angelegenheiten unter ihren Brüdern und Schwestern tendieren. Solche Sekten sind freilich nichts Neues. Man denke an die Adamiten usw. Die Erscheinung ist so naheliegend, so wohlfundiert möchte ich sagen, daß sie immer wiederkehrt. Bedenklich wird sie hauptsächlich dann, wenn sich bestimmter Personenkultus damit verknüpft; und Personenkultus mit unausgesprochener Erotik, das ist ein Hauptmoment in den modernen Theosophistensekten.

---

[1]) W. H. Bentley, Dictionary and Grammar of the Congo Language, bei Frobenius, a. a. O., S. 51 f.

Lehrreich ist in der Beschreibung des Ndembo-Todes auch die Angabe, er trete „wie eine ansteckende Hysterie" auf. Wir haben da eine Erscheinung der Massensuggestion, wie sie für die begeisterte Bildung von Sekten wichtig ist.

Ebenso ist die naive Freude am Geheimtun zu beachten, die sich, neben anderen Momenten, in der Schaffung und dem Gebrauch einer Geheimsprache ausdrückt. Großes leistete ein von Phantasten und eitlen Gradjägern gern frequentierter französischer Ableger der Freimaurerei (Cagliostros überladener Ritus!) im geheimen Namen-, Sprachen- und Zeichenwesen. Der Handel mit Graden blüht, nebenbei bemerkt, auch in einigen afrikanischen Geheimbünden. Die Vorliebe moderner Okkultisten, besonders französischer, für kabbalistische Schrift- und Wortspielereien muß gleichfalls erwähnt werden. — Das Geheimwesen ist allerdings ebenso berechtigt wie das Gradwesen; aber die lächerlichen und geschäftlichen Ausartungen sind zu verwerfen.

Im Innern des Buschlandes, wo ihn niemand sehen kann, lebt der große Nkissi. Wenn er stirbt, sammeln die Nganga sorgsam seine Knochen, um sie wieder zu beleben, und dann ernähren sie sie, damit sie aufs neue Fleisch und Blut gewinnen. Es ist aber nicht gut, davon zu sprechen. (Der immer wieder auflebende Rosenkreuzer! Paracelsus-Sagen!) — Im Lande Ambamba muß jeder einmal gestorben sein, und wenn der Ganga seine Kalebasse gegen ein Dorf schüttelt, so fallen diejenigen Männer und Jünglinge, deren Stunde gekommen ist, in einen Zustand lebloser Erstarrung, aus dem sie gewöhnlich nach drei Tagen auferstehen. Den aber, welchen der Nkissi liebt, führt er fort in den Busch und begräbt ihn oftmals für eine lange Reihe von Jahren. Wenn er wieder zum Leben erwacht, beginnt er zu essen und zu trinken wie zuvor, aber sein Verstand ist fort, und der Ganga muß ihn erziehen und selbst in jeder Bewegung unterweisen wie das kleinste Kind. Wenn seine Ausbildung vollendet ist, bringt ihn der Ganga seinen Eltern zurück. Diese würden ihn selten wiedererkennen, ohne die ausdrückliche Versicherung des Ganga, der ihnen zugleich frühere Ereignisse ins Gedächtnis ruft. Wer die Prozedur in Ambamba noch nicht durchgemacht hat, ist allgemein verachtet und wird bei den Tänzen nicht zugelassen [1]).

An den Ufern und im Mündungsgebiet des Kongo ist der Nkimba-Brauch verbreitet. Zur Einweihung gelangen 10—12-

---

[1]) A. Bastian, zit. bei Frobenius, a. a. O., S. 53.

jährige Knaben, die der Ganga als vom Geiste (vom Nkissi) erlesen erklärt. Es scheint, als werde das als eine Ehre angesehen, die verhältnismäßig wenigen zuteil wird. Jedenfalls gibt es verschiedene Grade oder Rangstufen, die nur von einem Teile der Schüler alle durchlaufen werden. Der Ganga zieht sich mit seinen Schülern in den Wald zurück. Unter seiner Obhut verweilen die Knaben daselbst 1/2 bis 2 Jahre. Dort wird dem Kandidaten ein Trank oder eine Speise geboten, die ihm das Bewußtsein raubt, worauf er als tot erklärt wird. Wenn der Jüngling aus der Ohnmacht erwacht, glaubt man, daß er alles Frühere vergessen habe. Die Dorfbewohner meinen, er sei von den Toten auferstanden. Die Nkimba-Institution hängt irgendwie mit der Beschneidung zusammen. Während die Jungen „im Busch" leben, sind sie über und über weiß bemalt [1]). Die weiße Tünche gehört zu den oft angewendeten Mitteln, um die aufgenommenen Jungen als Geister oder Unterweltbewohner zu kennzeichnen. Ähnliche Bedeutung haben Masken [2]). Bisweilen wird am Schlusse des Exils rote Farbe angewendet. Sie bedeutet wohl die Geburt; auch das Kind der dunklen Rasse ist hellrot, wenn es aus dem Mutterleibe kommt. Gleichen Sinn kann der oft vorkommende Lehmanstrich haben [3]). Lehrreich ist der im Verlauf der Weihe gradweise abnehmende Farbanstrich beim Ingium-Fest, der Pubertätszeremonie bei den Yaunde [4]).

Aus dem Beispiel des Nkimba-Brauches erfährt man, was andere schon nahelegten, daß nämlich auch Narkotika angewendet werden, um den Schein des Todes zu erzeugen. Im Okkultismus haben stets solche Mittel, welche Schlummer und Dämmerzustände erzeugen, eine große Rolle gespielt. Betäubungen — ob durch Tränke oder durch Suggestionen oder durch Nahrungsentzug oder durch Kohlensäureansammlung im Organismus (Atemübungen) hervorgerufen — begünstigen alle das Auftreten ähnlicher Visionen wie in den lekanomantischen Versuchen; sie

---

1) Frobenius, a. a. O., S. 44 f.

2) A. a. O., S. 55 f., 216 f., 219.

3) J. G. Frazer, The Golden Bough, A Study in Magic and Religion, 3. ed., part VII („Balder the Beautiful") vol. II. London 1913. — S. 259, Anm. 2: Perhaps the smearing with clay may be intended to indicate that the novices have undergone the new birth; for the negro child, though born reddish-brown, soon turns slaty-grey (E. B. Tylor, Anthrop., Lond. 1881, p. 67), which would answer well enough to the hue of the clay-bedaubed novices. — In den weiteren Beispielen folge ich vorwiegend Frazer, der in dem genannten Werke die beste Zusammenstellung der Bräuche geliefert hat.

4) Frobenius, a. a. O., S. 73 f.

rühren sozusagen den Bodensatz des Unterbewußtseins im Menschen auf.

Gebräuche in Quoja an der Westküste Afrikas werden von einem alten Autor [1]), ungefähr wie folgt, beschrieben: Neben der Beschneidung haben sie dort noch eine andere Gewohnheit, welche sie Belli-Paaro nennen, von der sie sagen, es sei ein Tod, eine Wiedergeburt und Einverleibung in die Versammlung der Geister oder Seelen. Sie verleiht das Recht, den Hain der Geister zu betreten und die dort von den Gemeinen hingelegten Gaben in Empfang zu nehmen. Das Zeichen Belli-Paaro empfangen sie selten, nämlich alle zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre nur einmal. Und hiervon erzählen sie wunderliche Dinge, nämlich daß sie getötet, gebraten und ganz verändert werden, dem alten Leben und Wesen absterben und einen neuen Verstand und Wissenschaft bekommen. Das gemalte Zeichen Belli-Paaro sind etliche Reihen Schnitte, welche vom Halse über beide Schulterblätter hingehen und eben also aussehen, als wenn sie mit Nägeln darauf gedrückt wären. Die also Tätowierten haben alle Rechte des freien Mannes, wogegen die Nichtgezeichneten, die Quolga heißen, als Unreine, Unwissende, Unheilige und Unverständige in keiner Versammlung zugegen sein oder mitreden dürfen ... Wie die Männer das Zeichen Belli haben, so haben die Frauen ein Zeichen des Bundes, welches sie Nessoge nennen. Man bringt die 10-, 12- oder mehrjährigen Töchter und Frauen in einen abgelegenen Wald, in dem die Männer erst Wohnhütten gemacht, wonach aus Gola eine Frau kommt mit dem Titel Soghwilly, weil sie die Oberste dieses Werkes im Töten der Garnur oder Vala Sandyla, wie sie es nennen, ist.

Wenn die Mitglieder der Purrah-Gesellschaft in der Gegend der Sierra Leone eine Stadt besuchen, entlockt ihr Anführer einer Flöte schreckliche Töne. Der Besuch geschieht in der Regel am Tag vor der Rückkehr der Novizen aus dem Exil. Alle Profanen und alle Weiber und Kinder müssen in ihren Häusern bleiben. Sie horchen auf die unheimlichen Flötenstimmen, die das Wimmern des mit den Novizen schwangeren Geistes bedeuten, der sie jetzt gebären soll [2]). Man hat hier die Geburt als Gegenstück zu dem Verschlingen der Initianden am Beginn des Zeremoniells.

Bei den Susu in Senegambien wird gesagt, man schneide den Einzuweihenden die Kehle durch und lasse sie eine Zeit tot

---

[1]) O. Dapper, Umbständliche und eigentliche Beschreibung von Africa, Amsterdam 1670; bezw. Description de l'Atrique, Amsterdam 1686.

[2]) Frazer, a. a. O., S. 260 f.

liegen. Nachher würden sie von neuem belebt und wären nun viel munterer und kräftiger als zuvor [1]).

Die Akikuyu in Britisch-Ostafrika haben den Brauch, daß jeder Knabe vor der Beschneidung wiedergeboren werden muß. Die Mutter steht da, den Knaben zu ihren Füßen, und windet sich und jammert vor Geburtsschmerzen; und der Junge schreit und wird gewaschen wie ein neugeborenes Kind. Er wird mehrere Tage lang mit Milch ernährt. Nach einer ausführlicheren Beschreibung wird die Geburt noch umständlicher markiert, indem ein Ring von Haut und Därmen eines Schafes fest um den Leib des Jungen gelegt wird, der, durch diese Därme in Verbindung mit der Mutter, zwischen ihren Knien kauert. Bei der Geburt werden die Därme durchschnitten [2]).

Unter den Bondei, einem Stamm an der Küste von Deutsch-Ostafrika, besteht ein Ritus zur Erlangung der Manneswürde darin, daß einer von den Aufzunehmenden mit einem Schwert scheinbar getötet wird. Um den Schein noch zu heben, werden die Eingeweide eines Tieres auf den Bauch des Leblosen gelegt [3]).

Bei den Einweihungen der Bushongo am Kongo haben sich die Jünglinge u. a. folgenden Proben zu unterziehen. Es wird ein langer, dunkler Gang hergestellt mit mehreren Seitennischen. In jede Nische stellt sich ein furchtbar ausstaffierter Mann, der die Aufgabe hat, die Durchgehenden zu bedrohen. Durch diesen Gang müssen die Jünglinge gehen. Ein anderes Mal haben sie einen ganz engen finsteren Stollen zu passieren. Ein Mann macht es ihnen vor, und sie sehen, wie er blutbesudelt herauskommt und tot zusammenbricht [4]).

Ganz ähnliche Jünglingsweihen wie in Afrika trifft man auch in Australien an. Bei den Wonghi in Neu-Süd-Wales z. B. werden die herangewachsenen Jünglinge einer geheimen Initiation unterzogen, die der Zauberer des Stammes leitet. Ein Teil der Zeremonien besteht darin, daß dem Novizen ein Zahn ausgeschlagen und dann ein neuer Name gegeben wird. Während der Operation brummt das Schwirrholz geisterhaft. Der Laut wird mit einem Dämon Thuremlin in Zusammenhang gebracht, von dem gesagt wird, er führe die Jünglinge

---

1) Thomas Winterbottom, An Account of the Native Africans in the Neighbourhood of Sierra Leone, London 1803, S. 137 ff. — Frazer, S. 262.

2) Frazer, a. a. O., S. 262 f.

3) Rev. G. Dale, Account ... im Journ. of the Anthrop. Inst. XXV (1896), S. 189. — Frazer, S. 264.

4) E. Torday et T. A. Joyce, Les Bushongo, Bruxelles 1910, S. 82 ff.

einzeln beiseite, töte sie, schneide sie manchmal auf, erwecke sie wieder zum Leben und schlage ihnen einen Zahn aus [1]). Diese Angaben über die Wonghi können überhaupt für Südost- und Zentral-Australien gelten; nur schlagen die Zentralstämme keine Zähne aus, sondern üben die Beschneidung und viele auch eine Zerspaltung der Urethra. Die Sage von dem Geiste Thuremlin, Daramulum — und wie seine Namen sonst lauten —, dessen Stimme aus den Schwirrhölzern tönt und der die Knaben entführt, tötet und wiederbelebt, ist namentlich im weiblichen Teile der Bevölkerung festgewurzelt [2]). Doch hat sich die Vorstellung nicht zur bloßen Sage verflüchtigt, sondern findet sich in gewissen Zügen der Riten selbst. Abgesehen davon, daß die Knaben offenbar mit den Erwartungen der Wiedergeburt in die Weihe treten, müssen sie z. B. bei den Unmatjera während ihrer Heilung das Schwirrholz schwingen, „damit nicht ein im Himmel wohnendes Wesen sie holen komme." An der Westküste des Carpentaria-Golfes heißt es unter den Weibern und Kindern, daß das Gebrüll (des Schwirrholzes) von dem Geiste Katajalina herrühre, der die Knaben auffresse und wieder lebendig mache. Der Geist Gnabaia bei den Anula verschluckt die Knaben und speit sie als initiierte Männer wieder aus [3]). Vor den Weibern und Kindern wird allgemein das Schwirrholz streng verborgen.

Dramatisch werden Tod und Wiederbelebung den Novizen an der Südküste von Neu-Süd-Wales vorgeführt, wenn sie durch die Zeremonie des Zahnausschlagens zu vollen Männern geworden sind. Howitts lebendiger Schilderung eines solchen Mimus [4]) sei folgendes entnommen. Die für das heilige Schauspiel gewählte Szene war der Grund eines tiefeingeschnittenen, düsteren Tales, dessen kühlen Nebel zwischen zehn und elf Uhr vormittag noch kein Sonnenstrahl traf. Während die Neophyten sich an einem Feuer wärmten, besorgten die Männer abseits die Vorbereitungen zu der sakralen Handlung. Sie gruben ein Grab, worein sich einer von ihnen so legte, daß er einem Toten glich. In seine über der Brust gekreuzten Hände bekam er das Wurzelende eines kurz vorher ausgerissenen

---

[1]) A. L. P. Cameron, Notes ... im Journ. of the Anthrop. Inst. XIV (1885), S. 357 f. — A. W. Howitt, Native Tribes of South-East-Australia, London 1904, S. 588 f.

[2]) Frazer, S. 227 ff.

[3]) Baldwin Spencer and F. J. Gillen, Native Tribes of Central Australia, London 1899. — Dieselben, Northern Tribes of Central Australia, London 1904.

[4]) A. W. Howitt, a. a. O., S. 554 ff. — Derselbe, im Journ. of the Anthr. Inst. XIII (1884), S. 453 f.

Bäumchens zu halten. Mit einer leichten Lage trockener Zweige wurde nun das Grab ausgefüllt und mit Pflanzenwerk umgeben, um die Illusion vollkommen zu machen. Das Bäumchen ragte mehrere Fuß hoch heraus. Mehrere Männer kleideten sich in Kostüme aus Baumrinde. Nun war alles bereit. Die Novizen wurden gerufen und an das Grab gestellt. Zu melancholischen Liedern, die ein zu Häupten des Leichnams sitzender Sänger sang, bewegten sich die Rindenmänner in eigenartigen Tanzschritten heran, Magier darstellend, die zu der Grabstätte eines Bruders pilgern. Gerade als sie nahten, erleuchteten den Ort die warmen Strahlen der hohen Mittagssonne. Die Gesänge wurden fortgesetzt, bis das Bäumchen auf dem Grab plötzlich sich zu regen begann. „Da sehet!" rief man den Neophyten zu; und sie sahen, wie das Bäumchen umfiel und wie der Leichnam, lebendig geworden, inmitten des magischen Reigens aufstand und daran teilnahm.

Bei einigen Stämmen von Zentral- und Nord-Australien heißt es, die Initiation eines Zauberers in die Geheimnisse seiner Gilde geschehe durch Geister, die ihn töten, seinen Leib aufschneiden, die inneren Organe herausnehmen, dafür frische hineintun und ihn dann wieder zum Leben bringen. Manchmal werden die menschlichen Organe gegen Geisterorgane umgetauscht. Nach der Auswechslung seiner Eingeweide ist der Initiierte in einer Art Betäubung, die seinen Freunden im ersten Augenblick als Wahnsinn erscheinen mag, bis sie sie als Merkmal der geistigen Inspiration erkennen. Ein Arzt des Unmatjera-Stammes versicherte einigen Forschern, er habe nach der Einweihungsprozedur, die ein alter Genosse an ihm vorgenommen, für einige Zeit nichts von seinem früheren Leben gewußt. Sogar mit seiner Frau habe man ihn frisch bekannt machen müssen. Das zeitweilige Erlöschen der Erinnerung beruht offenbar auch hier wieder auf einer durch Narkotika oder hypnotisch-suggestive Einwirkungen hervorgebrachten psychischen Erschütterung. Man läßt den Kandidaten gewissermassen einen richtigen „Tod" erleben.

Bei den Arunta von Alice-Springs — und auch bei anderen Stämmen — findet die mystische Einweihung in einer Höhle statt. Wer den Rang eines Zauberers zu erlangen strebt, der legt sich an die Mündung der Höhle, die als der Torweg zum Lande der Ahnenseelen betrachtet und von den Eingeborenen gewöhnlich ängstlich gemieden wird. Dort schläft er ein, und ein Ahnengeist schleicht zu ihm herauf, um ihm den Schädel mit einem unsichtbaren Speer vom Nacken aus zu durchbohren, so daß des Speeres Spitze bei der Zunge austritt, dort eine

Öffnung hinterlassend, die der Stempel der höheren geistigen Gaben ist, die der Mann nun erlangt hat. Ein zweiter Lanzenstoß durchsticht das Haupt von Ohr zu Ohr. Der Mann bricht tot zusammen. Er wird sogleich in die Tiefe der Höhle entführt, wo die Geister seinen Leichnam zerschneiden und ihm die Eingeweide auswechseln [1]).

Die Vorstellung, daß die geheimnisvolle Kraft zu der angestrebten Entwicklung aus der Unterwelt zu holen sei, begegnet uns sehr lange in der Reihe der Geheimbünde. Mit der fortschreitenden Geisteskultur verfeinert sich die Vorstellung und nimmt beispielsweise die Form an, daß man bloß ehrend der Toten gedenkt und das Bewußtsein des eigenen Werdens und Vergehens in sich trägt, des Loses eingedenk, das die ganze Menschheit der Ewigkeit gegenüber zu Gliedern eines einzigen Organismus macht. Die letzten Ausläufer der menschenerziehenden Geheimbünde, die Theosophisten, vergröbern die Vorstellung wieder und glauben daran, in ihren Schauungen jene Unterwelt leibhaftig aufzusuchen, wo die Geister der Abgeschiedenen ihnen begegnen (Astralreich usw.). Auch die Spiritisten betraten natürlich diesen Weg. Von den „Geistern", mit denen man so in Berührung kommt, läßt man sich Belehrung in der sublimsten Weisheit schenken. Der klarsehende Mensch, der geistige Helligkeit liebt, schöpft freilich ebenfalls gerne Belehrung aus dem Reichtum früherer Geister. Er tut dies aus den Schriften oder sonstigen Werken, die solche Männer als bleibende Denkmale ihrer Tätigkeit hinterlassen haben, und sagt, er nehme sich den und den zum Vorbild, studiere den und den. Allein dem in die archaischen Denkformen zurückgefallenen Okkultisten ist das zu wenig; er begibt sich auf den Standpunkt des Wilden, der wirklich in die Unterwelt gehen will, um dort die Geister anzutreffen. Es schreibt der französische Okkultist Papus [2]), der angehende Magier solle zur Stärkung seiner Kraft eine magische Kette bilden, als deren Ausgangspunkt er den Geist eines verstorbenen Vorbildes wählen möge. Psychologisch hat ja das alles eine gewisse Berechtigung; aber in der Gestalt, wie es den Schülern vorgetragen und wie es von diesen geglaubt wird, ist es abzulehnen.

Die in den ethnographischen Beispielen vorkommenden schmerzhaften Erlebnisse dürften auf wirkliche Manipulationen zurückgehen, die die Brüder an dem betäubten Novizen vor-

[1]) Nach Spencer u. Gillen bei Frazer, a. a. O., S. 237 ff.
[2]) Papus, Traité Elémentaire de la Magie Pratique, Paris 1906.

nehmen und die er den Geistern zuschreibt; geradeso wie man die jungen Leute mit dem Schwirrholz täuscht, das ihnen die Geistertöne vormacht; oder mit Schwertern, die, in Schweineblut getaucht, den Eindruck hervorrufen, die vorausgegangenen Novizen seien geköpft worden; oder in der überaus häufigen Weise, daß ein abenteuerlich Verkleideter eben den Geist mimisch darstellt. Auch an Angstträume kann indes gedacht werden, die sich ja bei Betäubungen durch gewisse Narkotika leicht einstellen. Zu beachten ist, daß die Geister hier, und in vielen anderen Beispielen deutlicher, sich als das benehmen, was die Okkultisten als „Hüter der Schwelle" bezeichnen. Die Hüter der Schwelle sind genau so wie das Wiedergeburts-Symbol folgerichtige Produkte der symbolbildenden Phantasie; in ihnen malt sich die Schwierigkeit, das Hindernis ab, das jeder Entwicklungsbestrebung (und die Wiedergeburt ist eine solche) entgegenstellt; und in ihnen verkörpern sich überdies, nach psychologischen Gesetzen, die von der Psychanalyse am eingehendsten vorgetragen werden, gewisse seelische Konflikte. Gern verbinden sich mit den Hüter-Symbolen Angsttraum-Erlebnisse, am allermeisten, wenn man, wie obige Wilden, schon in der angstvollen Erwartung einschläft. — Das überaus naive Motiv des Auswechselns von Organen haben wir bereits in der Theosophistik wiedergefunden.

Betreten wir nun Deutsch-Neu-Guinea. Bei verschiedenen Stämmen sowohl des melanesischen Schlages (Yabim, Bukaua, Tami) als auch des papuanischen Schlages (Kai) treffen wir wieder die Einrichtung an, daß die Jünglinge, um die Manneswürde zu erlangen, sich der Beschneidung unterziehen und Riten der uns geläufigen Art durchzumachen haben. Der Durchgang durch den Tod zum neuen Leben hat bei ihnen die uns schon bekannte Form, daß man von einem Ungetüm verschlungen und wieder ausgespien wird; doch tritt diese Form in bisher nicht dagewesener Deutlichkeit hervor. Die Einwohner von Neu-Guinea begnügen sich nämlich nicht damit, das Verschlungenwerden sich vorzustellen und anderen einzureden, sondern sie stellen den Vorgang mimetisch dar. Im Dorf oder in der Waldeinsamkeit wird eine Hütte in der Gestalt eines Drachen errichtet. Am Kopfende ist sie höher, am Schwanzende verjüngt sie sich. Eine Betelpalme stellt das Rückgrat des Monstrums, ihre Fasern seine Haare dar. Ein Paar Glotzaugen und ein fürchterlicher Rachen vervollständigen das Bild. Wenn nach tränenreichem Abschied von den Müttern die Jungen scheu vor das imponierende Ungetüm gebracht werden, ertönt aus dessen Innern ein nichts Gutes verheißendes Gebrumm: es rührt in

Wirklichkeit von den zwar uns, nicht aber den zitternden Knaben schon bekannten Schwirrhölzern her. Der Vorgang des Verschlingens selbst wird verschieden in Szene gesetzt: bei den Tami müssen die Jünglinge zwischen Reihen von Männern hindurch, die Kani-Stöcke, Stiele, woran, wie an einer Peitsche oder Angel, das Schwirrholz hängt, über den Schreitenden gekreuzt halten; die Kai-Leute stellen die Sache augenfälliger dar, indem sie die Knaben unter einem Gerüst durchschreiten lassen, auf dem ein Mann steht, der bei der Passage jedes einzelnen den Gestus des Schluckens macht, oder richtiger, wirklich einen Schluck Wasser tut. Man kann sich vor dem Verschlingen durch ein vikariierendes Schweineopfer loskaufen. In diesem Falle speit der oben postierte Mann, der das Ungeheuer vorstellt, den Schluck Wasser ehrlich wieder aus, und zwar auf den Novizen herab. Die Beschneidung — eine schmerzhafte und nicht ungefährliche Operation, wenn in primitiver Weise ausgeführt — bleibt freilich auch dem durch ein Schwein Losgekauften nicht erspart. Der Schnitt wird manchmal als ein Biß oder eine Schramme erklärt, entstanden beim Ausspeien aus des Unholds scharfzahnigem Rachen. Während der Operation brüllen die an ihren langen Peitschen durch die Luft gewirbelten Schwirrhölzer. Nach der Beschneidung leben die Novizen mehrere Monate lang in der Hütte, die den Bauch des Ungetüms vorstellt. Stirbt einer an den Folgen der Beschneidung (Infektion der Wunde), so heißt es, er sei dem Drachen in die unrechte Kehle, bezw. den unrechten Magen gelangt, aus dem es kein Zurück mehr gibt [1].

In der Gegend von Finsch-Hafen, Kaiser-Wilhelms-Land, Deutsch-Neu-Guinea, steht das Beschneidungsfest im Mittelpunkt eines Festzyklus, der ein Jahr dauert und als Barlum-Zeit bezeichnet wird. Einem solchen Barlum-Fest hat u. a. Dr. O. Schellong beigewohnt. Seinem ausführlichen Bericht [2] ist das Folgende entnommen. Der geschilderte Festzyklus begann im Juli 1886. Im März 1887 kam es zum Hauptfest. Nach einem Tanz vermummter Männer setzte sich die ganze im eigens erbauten Festhause (barlum) versammelte Menge von Männern und Knaben in Bewegung. Tränenden Auges nahmen die Mütter Abschied von ihren Söhnen, und diese schienen von angstvoller Erwartung erfüllt. Der jetzt ausschließlich aus den

---

[1]) Frazer, a. a. O., S. 239 ff.

[2]) Dr. O. Schellong, Das Barlum-Fest der Gegend Finschhafens, im Int. Arch. f. Ethnogr., II. Bd.

Männern und Knaben bestehende Zug mußte auf seinem Weg durch eine Art Engpaß durch, und Bewaffnete taten so, als wollten sie den Durchgang verwehren, hieben auch kräftig mit Schwertern auf die Schilde der Vorbeiziehenden. Man gelangte schließlich durch eine Art Ehrenpforte, die durch gekreuzt emporgehaltene Barlumstöcke (Schwirrholzstöcke) gebildet wurde, zu einem im Waldesdickicht stehenden Hause. In dieses wurde die zu beschneidende Jugend gesperrt, während die Männer draußen die Vorbereitungen trafen, nicht ohne den Eingesperrten durch allerlei Rufe große Angst zn machen. Dann wurden die Jungen herausgelassen und beschnitten. Sie kehrten hierauf in die Dörfer zurück, aus denen man die Frauen entfernt hatte, und, sobald sie geheilt waren, mußten sie in ein Exil, das sie im April antraten. Mitten im dichten Walde waren drei große Hütten gebaut worden, welche den sságus (Beschnittenen) mehrerer benachbarter Dörfer zum ausschließlichen Aufenthaltsort dienen sollten. Ihr einziger Zeitvertreib war Flötenspiel, außerdem beschäftigten sie sich unter der Leitung einiger älterer Freunde, welche ihnen auch das Essen zutrugen, mit mancherlei Flechtarbeit und Schnitzerei. (Die bei solchen Gelegenheiten benützten Flöten sind zweierlei Gattung; eine davon heißt männlich, die andere weiblich. Diese Instrumente dürfen Frauen ebensowenig zu Gesicht kommen, wie das Schwirrholz. Auch beim Barlumfest spielt das Schwirrholz eine gewisse Rolle und wird geradezu selbst „barlum" benannt.) Eine Begegnung der sságus mit Frauen mußte aufs strengste vermieden werden. Im Juli wurden die sságus aus dem Exil geholt. Schellong fand die jungen Leute sehr verändert vor; selbst die die lustigsten gewesen waren, machten einen trübseligen, fast lebensmüden Eindruck, waren auch körperlich herabgekommen. Auf dem Weg in jenes Dorf, wo das abschließende Fest stattfinden sollte, ließ man die sságus im Meere baden und schminkte dann ihr Gesicht und ihren Oberkörper weiß, daß sie „wie wandelnde Gipsfiguren auf braunem Gestell" aussahen und „etwas unheimlich Totenartiges und Starres" an sich hatten. Man ordnete sich nun in einen langen Zug. Die sságus gingen „einer hinter dem andern, ein jeder von dem ihm zur linken Seite schreitenden Paten geleitet. Sie alle hatten die Augen fest geschlossen, den Kopf in den Nacken zurückgelegt, die Arme über dem vorn herabhängenden Täschchen gekreuzt, und wandeln Schritt für Schritt vorwärts wie im Traume." Sie bekommen eine Art Segen mit dem lanzettförmigen Schwirrholz. Langsam nähert sich der Zug dem Dorf, wo die Frauen und Mädchen in freudiger Erwar-

tung alles zum Empfang vorbereitet haben. In tiefer Rührung schluchzen manche von ihnen, als der Zug anlangt, andere streuen Speisen, Perlenschnüre und Betelnüsse aus. Die Männer heben die Gaben auf und verteilen sie unter die sságus. Diese wandeln noch immer mechanisch, mit geschlossenen Augen; jetzt umschreiten sie eine Palme und bilden, sich wieder zurückwendend, in langer Reihe Spalier. „Nun werden frische Palmblätter herbeigetragen und vor die Reihe der Beschnittenen ausgebreitet; sie stehen noch immer regungslos da und sind in ihrem Ernste bewundernswert: doch nun naht der Augenblick ihrer Erlösung: ein Mann schreitet den Zug von hinten her ab, und jedem einzelnen sságu mit dem Stiele einer Axt die Kniekehlen berührend, spricht er: o Beschnittener setze dich; doch die sságus setzen sich nicht; man merkt ihnen noch kein Lebenszeichen an. Erst als ein anderer Mann, mit dem Stiele eines Palmenblattes zu wiederholten Malen auf den Erdboden schlagend, ausruft: o Beschnittene, öffnet die Augen . . . erst da schlägt einer nach dem anderen, wie aus einer tiefen Betäubung erwachend, die Augen auf. Doch man würde irren, wenn man annehmen wollte, es hätte sich jetzt ein Zeichen der Rührung, der Freude, der Überraschung oder ähnlicher Empfindungen bei diesen Jünglingen bemerkbar gemacht; nichts von alledem! Dergleichen gehört nicht zum guten Ton. Schweigsam setzte sich jeder auf die vor ihm ausgebreitete Matte und empfing von den Männern die ihm dargebotene Kost. Hier im Freien sollten die Männer, alt und jung, essen und, wenn die Nacht hereinbräche, schlafen; am nächsten Morgen sollten die sságus im Meere gebadet, und statt weiß nun rot angemalt werden [1]). Dann durften sie erst mit ihren Frauen sprechen und wiederum ein jeder in sein Dorf zurückkehren."

In diesem Beispiel ist vielleicht die nachhaltige Wirkung des Exils am interessantesten. Es treten da jene Momente besonders hervor, welche die Introversion, d. i. das gewaltsame Zurückziehen der Aufmerksamkeit auf das Innenleben, hervorbringen und damit jene schlummerhaften Zustände veranlassen, die dem scheinbar realen Erleben des symbolischen Phantasiegebildes „Wiedergeburt" Vorschub leisten. — Die Bewaffneten, die im Engpaß den Durchgang wehren, sind mimetisch dargestellte Hüter der Schwelle.

Die Bevölkerung von Rook, einem Eiland zwischen Neu-Guinea und New-Britain, feiert Feste, wo ein oder zwei mas-

---

[1]) Man vergleiche das früher über die Bemalung Gesagte.

kierte Männer durch das Dorf tanzen und verlangen, daß jene beschnittenen Knaben, die von dem Geiste Marsaba noch nicht verschlungen worden seien, ihnen ausgeliefert würden. Zitternd und schreiend werden ihnen die Knaben übergeben und müssen zwischen ihren Beinen durchkriechen. (Man vergleiche dies mit der Geburtszeremonie von Akikuyu, wo der Knabe zwischen den Knien der Mutter kauert, ferner mit den anderen Durchschreitungsbräuchen.) Dann gehen die vermummten Männer wieder durchs Dorf und kündigen an, daß Marsaba die Jungen verspeist habe. Durch ein Tieropfer wird Marsaba veranlaßt, die Verschlungenen wieder von sich zu geben [1]).

In mehreren Teilen von Viti-Levu, der größten unter den Fidschi-Inseln, pflegte man den Jünglingen bei der Aufnahme das Bild des Todes mimetisch vor Augen zu führen. Die Zeremonie ging in einem Nanga vor sich, einem rechteckig durch Mauern und Bäume eingefriedeten, nicht gedecktem Platze, der den Ahnengeistern heilig war. Rev. Lorimer Fison schildert [2]) den Vorgang der Jünglingsweihe (hier nicht mit dem Beschneidungsfest zusammenfallend) nach Auskünften, die er zu Ende der siebziger oder zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts von vertrauenswürdigen Eingeborenen erhielt, zu einer Zeit, wo die englische Herrschaft und das Christentum die alten Bräuche schon unterdrückt hatten. Ich greife aus der Beschreibung das für uns Wesentliche heraus [3]). Zuerst begeben sich die Vĕrĕ (die Priester) und die Vūnilōlō (die eingeweihten Männer) zum Nanga und bringen Weihegaben dar. Den aufzunehmenden Jünglingen wird das Haupthaar und, wenn solcher vorhanden, auch der Bart geschoren. Lange Rollen Tuch werden um ihre Leiber gewunden; so bekleidet und mit Waffen versehen, folgen sie einem alten Vĕrĕ in das Nanga, wobei sie hintereinander gehen und die Füße genau in die Fußstapfen des Führers setzen müssen. So gelangen sie in die Versammlung der Vĕrĕ und der Vūnilōlō, die im Nanga sitzend einen tiefen, ernsten Gesang murmeln. Vor ihnen entledigen sich die Novizen der Waffen und der

---

[1]) Frazer, a. a. O., S. 246. — Paul Reina in der Ztschr. f. Allg. Erdkunde N. F., IV (1858), S. 356 f.

[2]) Rev. Lorimer Fison, The Nanga er Sacred Stone Enclosure of Wainimala, Fiji, im „Journal of the Anthropological Institute", XIV (1885).

[3]) Und zwar aus jenem Teil von Fisons Darstellung, den Baron Anatole v. Hügel der durch Adolph B. Joske gelieferten Beschreibung eines Nanga von Viti-Levu als Anhang beigegeben hat, im „Internationalen Archiv für Ethnographie", II. Band (Leiden, 1889).

umhüllenden Kleider. Das Auswickeln aus den Hüllen geschieht, indem helfende Vūnilōlō daran ziehen, während die Jünglinge sich um ihre Achse drehen. Die bisherige Zeremonie wiederholt sich an vier Tagen. Erst am fünften findet die eigentliche Aufnahme statt. Abermals geht nun an dem Haupttage der alte Priester voran, die Novizen folgen mit den genau bemessenen Schritten. Diesmal herrscht vollkommene Stille im Nanga. Eine unheimliche Stille, denn ein grauenhafter Anblick macht das Herz der Jünglinge im Leib erstarren, als sie — heute zum erstenmal — das Allerheiligste des Nanga, den dritten Raum [1]) betreten. Vor ihnen liegt eine Reihe blutbesudelter Leichname, denen die Gedärme heraushängen. An der Rückwand des Allerheiligsten, den Eintretenden gegenüber, sitzt in steinerner Ruhe der Oberpriester und blickt die Erschrockenen mit furchtbaren Augen an. Sie müssen über den gräßlichen Menschenhaufen zu ihm hin. Der alte Vērē geht voran. Er steigt der Reihe nach über alle die Leichen, und ihm folgen die Jünglinge, bis sie alle vor dem finster drohend blickenden Oberpriester stehen. Da, mit einem Male tut dieser mit lauttönender Stimme einen Schrei, und die ganze Reihe der scheinbaren Leichen erhebt sich flink, um sich bei dem nahen Flusse von dem Schweinsblut zu reinigen, womit sie beschmiert waren; auch die Gedärme hatten natürlich von den für den Festschmaus geschlachteten Schweinen gestammt. Auf lebhaftes Rufen des nun ganz freundlich und heiter gewordenen Oberpriesters kommen, in tiefen Tönen singend, die tot gewesenen und wiederbelebten Männer — es sind Vērē und Vūnilōlō — geschmückt, in feierlicher, dem Gesang angepaßter rhythmischer Bewegung zurück. Darauf erfolgt eine Art sakramentales Mahl, wobei nur ein Bissen gegessen und an einer Schale mit Wasser genippt wird. Der Oberpriester nimmt das Wort und ermahnt die Aufgenommenen feierlich, keinem Profanen von den Mysterien, die sie geschaut, zu erzählen, da sie sonst den schrecklichen Zorn der Götter zu gewärtigen hätten. Es folgen ein Festschmaus und, wie es scheint, am nächsten Tag, wo die bis dahin abwesenden Weiber eintreffen, eine Art Saturnalien. Von jetzt an haben die Jünglinge, die als Aufgenommene Vīlavóu heißen, Zutritt zu den Zusammenkünften der Männer.

In New-Britain gehören alle Männer der Gesellschaft Duk-

---

[1]) Nach Fisons Zeichnung, die er nach Nanga-Überresten anfertigte, ist das Nanga derart in drei Räume eingeteilt, daß man durch verhältnismäßig enge Passagen zwischen abgestumpft-pyramidalen Steinhaufen (nach Joske) wie durch Türen vom einen in den andern gelangt.

Duk an. Die Knaben werden sehr jung aufgenommen, erhalten aber erst im vierzehnten Jahre die volle Initiation: da bekommen sie vom Tubuan einen fürchterlichen Schlag mit einem Stab, der sie „töten“ soll. Der Tubuan und der Duk-Duk sind zwei vermummte Männer, die Kasuare darstellen und auch die Schritte dieser Vögel nachmachen. Sie tragen Blätterkleider. Der Tubuan wird als weiblich, der Duk-Duk als männlich betrachtet. Dem Ersteren kommt es naturgemäß zu, die Novizen aufs neue zu gebären [1]). Die Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen, daß Duk-Duk und Tubuan den Neophyten miteinander neu zeugen sollen — ein Gedanke, der im nächsten Beispiel etwas deutlicher hervortritt. Die Duk-Duk-Institution ist übrigens auch auf den benachbarten Inseln von New-Ireland und Duke-of-York verbreitet.

Wenn unter den Galaresen und Toboloresen auf Halmahera, einer Insel westlich von Neu-Guinea, eine Anzahl Knaben das entsprechende Alter erreicht haben, wird eine Hütte zu ihrer gemeinsamen Weihe errichtet. Rauhe Rochenhäute und rotfärbendes Holz werden vorbereitet. Auf einen Tisch, um den sich Männer und Weiber versammeln, stellt der Vorsitzende ein Gefäß. Er raspelt mit der Rochenhaut das Holz, wirft das entstehende Pulver in das Gefäß und spricht dazu den Namen eines der Knaben aus. Diese Prozedur wird für jeden Knaben wiederholt. Dann wird Wasser in die Gefäße geschüttet, und ein Bankett beginnt. Beim dritten Hahnenschrei bestreicht der Vorsitzende die Gesichter und Leiber der Knaben mit der roten Flüssigkeit, die sich gebildet hat, als mit dem Blut, das bei der Perforation des Hymens geflossen. Bei des Tages Anbruch führt man die Knaben in den Wald, wo sie sich hinter Bäumen zu verstecken haben, auf die der Priester drei Schläge tut. Den Tag über bleiben die Jungen im Wald, nach Möglichkeit der Sonnenhitze sich aussetzend. Abends baden sie und kehren zur Hütte zurück, wo sie von den Weibern Speise erhalten [2]). Die Manipulation an dem Gefäße, die übrigens in ihrem ersten Teile an das Feuerreiben erinnert, dessen geschlechtliche Symbolik bekannt ist [3]), ist offenbar als Zeugungsakt aufzufassen;

---

[1]) R. Parkinson, Im Bismarck-Archipel, Leipzig 1887, S. 129 ff. — Ders., Dreißig Jahre in der Südsee, Stuttgart 1907, S. 567 ff. — Frazer, a. a. O., S. 246 f — Schurtz, a. a. O., S. 369 ff.

[2]) J. G. F. Riedel, Galela und Tobeloresen, Zeitschr. f. Ethnol. XVII (1885), S. 81 f. — Frazer, a. a. O., S. 248.

[3]) Adalbert Kuhn, Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks. Berlin 1859. — Leopold v. Schroeder, Mysterium u. Mimus im Rigveda, Leipz. 1908. — Frazer, The Golden Bough [2] II. 326.

die Erwähnung des Hymens spricht deutlich genug; der Name des Entstehenden wird ausgerufen: nach primitiver Auffassung sind Namen und Wesen eins, und die feierliche Namengebung kommt dem Einhauchen neuen Lebens gleich. Es ist nicht unmöglich, daß der Festschmaus der Ersatz einer zwischen den anwesenden Eltern zum Zweck der Wiedergeburt einst wirklich geübten magischen Liebesvereinigung sei [1]), doch verschlägt es an der Symbolik der Zeremonien nichts, wenn dies nicht faktisch zutreffen sollte. Der Aufenthalt im Walde, hinter den Bäumen entspricht demjenigen im Mutterleib oder, was dasselbe ist, in der Unterwelt. Das Exil hat allemal diese Bedeutung, aber hier erscheint speziell auch der Baum in seiner völkerpsychologisch recht interessanten mütterlichen Eigenschaft [2]). Der Umstand, daß die Jungen sich vor ihrer Heimkehr möglichst viel der Sonne aussetzen, ladet zur Verknüpfung nach zwei Richtungen ein: erstens wird man an die Wärme des Mutterleibes und an die Mythengebilde denken, die die Erzeugung des Menschen als einen Kochvorgang auffassen [3]); zweitens an den durchdringenden, männlich-väterlichen Charakter der Sonne, der das schattige Dunkel des „Waldes" mit seinen Strahlen erfüllen muß, wenn eine Geburt die Folge sein soll [4]). Das Baden vor der Rückkehr zeigt, daß das nach dem Jünglings-(und Mädchen-)Exil fast nie fehlende Bad wirklich rituell ist und nicht bloß dem Bedürfnis entspringt, den während der langen Exilszeit (die nicht einmal immer ohne Reinigungsbäder abläuft) angesammelten Schmutz loszuwerden. Das Bad befreit von den anhängenden dämonischen Einflüssen, die man aus der Unterwelt mitbringt, und hat Geburtsbedeutung [5]). Die Speisung der Zurückgekehrten durch die Weiber entspricht dem Nähren des Neugeborenen [6]).

Im westlichen Ceram (Niederländisch-Indien) werden die Knaben zur Reife in die Kakian-Gesellschaft aufgenommen. Jedes Dorf besitzt dazu eine Hütte in der Tiefe des Waldes. Darinnen

---

[1]) Vgl. Frazer, The golden Bough [3] VII/I, S. 23, wo die Eltern wirklichen oder symbolischen Coitus üben müssen, wenn die Tochter ins mannbare Alter gekommen ist (die ersten menses hat).

[2]) C. G. Jung, Wandlungen usw. im Jahrb. f. psycho-analyt. u. psychop. Forschungen IV (1912), S. 291 ff. u. passim.

[3]) Herbert Silberer, Probleme der Mystik usw., Wien 1914, passim (v. Index: Kochen, Gefäß).

[4]) Auf den Zusammenhang dieser Idee mit einer gewissen Märchengruppe werde ich ein andermal zu sprechen kommen.

[5]) H. Silberer, a. a. O., v. Index: Bad.

[6]) A. a. O., v. Index: nutritio.

herrscht Finsternis. Die Knaben werden mit verbundenen Augen hingeführt, die Eltern und Verwandten folgen nach. Jeder Knabe wird von zwei Paten geleitet, die auch für die späteren Unterweisungen bei der Initiation zu sorgen haben. Wenn alle vor der Hütte versammelt sind, ruft der Oberpriester den Geistern, und aus der Hütte erhebt sich unheimlicher Lärm. Weiber und Kinder meinen, die Geister brüllten. Nun betreten die Führer mit den Knaben die finstere Hütte. Sowie ein Knabe darin verschwindet, hört man dumpfe Beilschläge, Angstrufe tönen, und ein blutiges Schwert fliegt aus dem Dach der Hütte: man hat dem Knaben das Haupt abgeschlagen, die Geister haben ihn zur Unterwelt geholt und werden ihn dort neu erzeugen. An manchen Orten werden die Knaben bei der Gelegenheit durch eine Öffnung geschoben, die einem Krokodilsrachen oder einem Kasuarschnabel nachgebildet ist. Dann sagt man, der Geist habe sie verschluckt. Fünf oder neun Tage bleiben die Knaben in der finsteren Hütte. Sie hören da geisterhaftes Getön von Bambustrompeten und Geklirr von Waffen. Sie werden täglich gebadet und mit gelbem Ton bestrichen, der sie als Unterweltler kennzeichnet. Im Dorf wird um die Verschlungenen getrauert. Bei ihrer Rückkehr müssen sie alles frisch lernen, selbst das richtige Gehen. Sie gelten nach vollendeter Initiation als vollendete Männer und dürfen nun auch heiraten [1]).

Wir kommen nach Nordamerika. Beverly [2]) beobachtete unter den Indianern von Virginia die Huskanaw-Zeremonie. Diese fand in größeren Zwischenräumen (16—20 Jahre) statt, so daß immer eine zahlreiche Gruppe junger Leute auf einmal initiiert werden konnte. Die Jünglinge wurden in die Waldeinsamkeit gebracht, mußten da etliche Monate fastend zubringen und bekamen ein Getränk von solcher Wirkung verabreicht, daß sie achtzehn bis zwanzig Tage davon rasend blieben. Bevor noch dieser Zustand vorüber war, führte man die Jungen in die Dörfer zurück. Sie verstanden nichts, kannten sich nicht aus, mußten alles lernen. „So machen sie ihr früheres Leben rückgängig und beginnen als Männer, indem sie vergessen, daß sie jemals Kinder gewesen."

Captain Jonathan Carver sah 1766 oder 1767 bei

---

[1]) Frazer, The Golden Bough ^{3} VII/II, S. 249 ff., hauptsächlich nach Valentyn, Von Schmid, Van Ekris, Van Rees und J. G. F. Riedel (des letzteren: De sluik- en kroesharige rassen tusschen Selebes en Papua, Haag 1886, S. 107 ff.).

[2]) History of Virginia, London 1722, S. 177 f. — Diese wie auch die folgenden Angaben über Amerika bei Frazer, a. a. O., S. 266 ff.

den Nadowessiern in der Region der großen Seen die Aufnahme eines Kandidaten in die Freundliche Gesellschaft vom Geiste (Wakon-Kitchewah). Der Novize kniete vor dem Initiator, der ihm sagte, er sei jetzt von dem Geiste erfüllt, den er ihm in einigen Augenblicken mitteilen werde; er werde ihn totschlagen, aber gleich darauf lebendigmachen; wie immer schrecklich, sei dies eine notwendige Voraussetzung zur Erlangung der Vorteile, die ihm die Gesellschaft bieten werde. Der Initiator wurde aufgeregt, und mit wildem Gestus warf er etwas (vermutlich eine kleine Muschel) auf den Novizen, der wie tot zur Erde fiel. Alsbald folgte auch die Auferstehung [1]).

Bei anderen Indianerstämmen, z. B. bei den Odschibwä, Winnebago und Dakota oder Siux, wird der Neophyte mit dem Medizinsack erschlagen und wiederbelebt. Dieser Sack ist aus dem Balg eines Tieres (Wildkatze, Otter, Schlange, Bär, Wolf, Eule usw.) gemacht, dessen Gestalt er in rohen Umrissen behält. Jeder Eingeweihte hat so einen Sack, in dem er seine Zaubermittel birgt und der eine besondere Kraft ausstrahlen soll. Die Einführung des geheimnisvollen Beutels und seiner rituellen Verwendung wird bei den Dakota-Indianern dem Wassergeiste Onktehi zugeschrieben. Die Initiation findet bei ihnen in einem besonderen Zelte statt. Der Kandidat, der an vier aufeinanderfolgenden Tagen ausgiebige Dampfbäder hat nehmen müssen, stellt sich auf Tücher; hinter ihn postiert sich ein altes Mitglied der Gesellschaft. In ungeschlachten, ruckweisen Bewegungen naht nun mit gebeugten Knien der Zeremonienmeister, den Sack in der Hand, aufgeregt schreiend, und die Leute rings mimen alle Arten wilder Leidenschaften. In dem Augenblicke, wo der Zaubersack den Novizen berührt, erteilt diesem der hintenstehende Bruder einen Stoß, daß er hinfällt. Er wird für tot in die Tücher eingeschlagen. Nach einem Rundtanz kaut der Meister einen Onktehi-Knochen (Muschel) und läßt ihn auf den Neophyten fallen. In diesen kehrt nun das Leben zurück [2]).

Wir haben hier die in den späteren Geheimbünden der Kulturvölker so häufige Erscheinung, daß die eitle Phantasie sich in der Erfindung großartiger Ursprungslegenden gefällt. Bei den Indianern wie bei anderen Völkern ist die Zurückführung auf einen Geist recht häufig. Mit der Zeit wird diese eitle Phantasie, wenn auch mit Mühe, überwunden; doch treten be-

---

[1]) J. Carver, Travels through the Interior Parts of North America [3], London 1781, S. 271 ff.

[2]) G. H. Pond, in Coll. Minnesota Hist. Soc. for 1867, St. Paul 1867, S. 35 ff.

ständig Rückfälle ein, und auch hier stellt natürlich der Theosophist seinen Mann; Offenbarung, atlantische Traditionen, Reinkarnationen von Gottmenschen, alles muß herhalten, um den Ursprung des rosenkreuzduftenden Ordens zu glorifizieren.

John R. Jewitt[1]) hat bei den Indianern von Nootka-Sound, wo er in Gefangenschaft war, folgendes gesehen. Der Häuptling schoß nahe an seines Sohnes Ohr eine Pistole ab. Der Junge fiel zu Boden, und man beweinte ihn als tot. Ein Trubel entstand, und plötzlich erschienen zwei Männer in Wolfsfellen, mit Wolfskopfmasken. Sie liefen, das Tier nachahmend, auf allen Vieren. Sie nahmen den Prinzen auf den Rücken und verschwanden, wie sie gekommen waren. Viel später sah Jewitt den Prinzen selber eine Wolfsmaske tragen. Er gehörte vermutlich einem Wolfs-Clan an, und Jewitt hatte der rituellen Aufnahme des Jünglings beigewohnt. Auch an die Wolfsgesellschaft „Tlokoala" ist zu denken[2]).

Die Gesellschaft Tlokoala, die auf eine Begebenheit mit wirklichen Wölfen, deren Freund und Schüler ein Prinz geworden sei, legendenhaft zurückgeführt wird, läßt den Novizen durch „Wölfe" in den Wald holen. Von dort wird er tot zurückgebracht, und andere Brüder müssen ihn wiederbeleben. Man nimmt an, daß die Wölfe im Wald in den Leib des Neophyten einen Zauberstein gelegt haben.

Bei den Niska-Indianern von Britisch-Kolumbia, die in vier Haupt-Clans (Rabe, Wolf, Adler, Bär) zerfallen, wird der Novize nach der Initiation von einem entsprechenden Tier zurückgebracht. Als z. B. ein Mann in den Olala-Bund aufgenommen wurde, tötete man ihn scheinbar durch Messerstiche, während man in Wirklichkeit eine Puppe massakrierte, ließ den Mann verschwinden, während der Puppe eine regelrechte Feuerbestattung zuteil wurde und sandte schließlich nach einem Jahr den Geweihten lebend nach Hause, und zwar durch einen Maskierten, der das betreffende Totem-Tier[3]) darstellte.

Ich will nicht unerwähnt lassen, daß viele Okkultisten glauben, man könne — wenigstens „astral" — die Gestalt eines Tieres annehmen.

Die Carrier-Indianer zerfallen in vier Clans mit dem

---

[1]) Narrative of the Adventures etc. of J. R. Jewitt. Middletown 1820, S. 119.

[2]) Franz Boas, in Sixth Rep. on the North-Western Tribes of Canada (Rep. Brit. Assoc. 1890). — Ders., The Soc. Organ. etc. of the Kwakiutl Ind., in Rep. U. S. Nat. Museum for 1895, Washington 1897.

[3]) Ausführliches über Totem: J. G. Frazer, Totemism and Exogamy. 4 vols. London.

Biber, dem Haselhuhn, der Kröte und dem Grizzly-Bären als Totem-Tieren. Außer diesen Clan-Totems gibt es aber auch sozusagen Ehren-Totems, deren auszeichnende Zugehörigkeit durch Erfüllung gewisser Riten erlangt werden kann. Die Verknüpfung des Individuums mit seinem Totem zeigte sich nach den Schilderungen von Morice[1]) am besten in den Tänzen; da personifizierte nämlich der Mann sein Tier, war auch womöglich in den Balg des Tieres gehüllt. Bei solchen Gelegenheiten wurden Totem und Mann beim gleichen Namen genannt. Die Annahme des Totems involvierte u. a. einen Kleiderwechsel bei der Initiation. Wollte z. B. einer als „Bär" aufgenommen werden, so hatte er sich auch im strengsten Winter aller Kleider zu entledigen und ein Bärenfell umzunehmen, um so angetan die Wälder aufzusuchen. (Auch hier hat man eine Wiedergeburt im weiteren Sinne, denn der Novize zieht seinen Menschen aus.) Die Aufnahme in den Verband des Messer- (darding-knife-) Totems enthält ein scheinbares Erstechen mit Wiederbelebung. Auch die Aufnahme unter die „Wölfe" bei den Toukaway-Indianern scheint mit einer Todeszeremonie verbunden zu sein, und zwar mit einer Grablegung und Auferstehung.

Indem hiemit die Reihe der Beispiele aus den primitiven Völkerschaften geschlossen wird, soll nun nicht etwa eine solche der höheren Formen unseres Symbols begonnen werden; derlei würde über den Rahmen dieser kleinen Abhandlung hinausgehen. Doch soll nicht übersehen werden, wie Schurtz Reste der primitiven Bräuche in weit verbreiteten lebendigen, oder wenigstens jüngst noch lebendig gewesenen ländlichen Frühlingsfesten erkennt. „In dem Werke Mannhardts über den Baumkultus der Germanen[2]) ist eine große Zahl von Frühlingsmummereien angeführt, die freilich nicht mehr, wie bei vielen Naturvölkern, Geister Verstorbener darstellen sollen, sondern zu symbolischen Bildern des Frühlings, der Vegetationskraft usw. geworden sind. Man wird wohl annehmen dürfen, daß die germanische Knabenweihe im Frühling stattfand und durch Tänze und Mummenschanz gefeiert wurde; der in grünes Laub gehüllte „Pfingstlümmel", der sich bis zur Gegenwart erhalten hat, mag nicht nur ein Symbol des Frühlings gewesen sein, sondern zugleich das Sinnbild der Zeugungsfähigkeit der neugeweihten Jugend. In noch älterer Zeit ist die Vermummung wohl ernster gemeint gewesen und hat tatsächlich mit den Zweck

[1]) A. G. Morice, Notes . . . on the Western Dénés, in: Transactions of the Canad. Inst. IV (1892—93), S. 203 ff.

[2]) Wilhelm Mannhardt, Wald- und Feldkulte, I. Teil, Berlin 1875.

gehabt, einen geheimnisvollen Schrecken zu verbreiten und die Weihebräuche damit eindrucksvoller zu gestalten." Die sogen. wilden Männer der Fastnachtsspiele, z. B. des Schönbartlaufens in Nürnberg, sollen gleichfalls hieher gehören [1]). Und was für uns am wichtigsten ist: die wilden Männer oder auch andere Figuren wurden bei solchen Festen oft scheinbar getötet, worauf sie wieder auferstanden. Über ein solches Festspiel, das früher im Erzgebirge üblich war, berichtet Chr. Lehmann: „In unserem Gebirge trägt man sich mit einer alten Tradition, daß wilde Waldleute bisweilen an die Waldhäuser und zu den Weibern [2]) in den Waldräumen kommen. Solcher wilden gebirgigen Satyren erinnerten sich vor alters die Einwohner und Bergleute bei ihrem Quaß und Fastnachtsspiel, bei welchem sie jährlich zwei wilde Männer verkleidet, den einen in Reißig und Moos, den anderen in Stro, solche auf den Gassen umgefüret, endlich aber auf dem Markt herumgejagt und niedergeschossen und gestochen, welche dann mit Herumtaumeln und seltsamen Gebärden Gelächter machten und mit angefüllten Blutblasen unter die Leute spritzten, ehe sie gar niederfielen. Da faßten sie die Jäger als tot auf Bretter und trugen sie ins Wirtshaus. Die Bergleute gingen daneben her, bliesen eins durch ihre Pechpfeifen und Grubenleder auf, als hätten sie stattlich Wildbret gefangen" [3]). In Thüringen und Nordböhmen findet sich ganz Ähnliches; und Verwandtes in den verschiedensten Ländern Europas. Auch der Pfingstlümmel wird in manchen Gegenden geköpft ins Wasser geworfen oder unter Stroh und Mist begraben; ebenso der Maikönig, der Jarilo, der Pfingstbutz usw. Eine befriedigende Erklärung der Sitte läßt sich nach Schurtz nur finden, wenn man auf die Knabenweihe mit ihrer Tötung und Wiederbelebung zurückgeht: „Mannhardts Ansicht, daß der Pfingstlümmel die junge Vegetation darstelle, und daß man durch Begießen des Lümmels mit Wasser oder indem man ihn selbst ins Wasser wirft, eine Art Regenzauber bewirken wolle, ist interessant und mag immerhin etwas Richtiges enthalten, denn Ahnenkult und Regenzauber hängen oft zusammen [4]); aber den Kern der Sache trifft das gewiß nicht." Das Charakteristischeste ist für Schurtz die Wiedererweckung der getöteten Gestalten. „Wenn in Thüringen der „wilde Mann" erlegt ist,

---

[1]) Heinrich Schurtz, a. a. O., S. 115.
[2]) Soll am Ende „Weilern" heißen?
[3]) Angeführt bei Schurtz, a. a. O.
[4]) Auch das Schwirrholz pflegt zum Regenzauber zu dienen.

bringt ihn ein als Doktor bezeichneter Bursche [1]) wieder zum Leben, in schwäbischen und bayrischen Pfingstspielen erscheint häufig der Doktor Eisenbart oder einfach der Doktor als wichtiges Mitglied des Festzuges. Aus derartigen zersplitterten Zügen läßt sich wohl ein Bild zusammensetzen, das der typischen Knabenweihe entsprechen würde" [2]).

* * *

Wir haben die primitiven Erscheinungsformen des zeremoniellen Durchgangs durch den Tod zum Leben nun genugsam kennen gelernt. Es ist an der Zeit, die Frage zu stellen, welchen Zweck der Ritus verfolgt; oder, was dabei in der Meinung derer, die ihn vollziehen, eigentlich vorgeht.

Hören wir, was Frobenius, dieser ausgezeichnete Kenner der afrikanischen Geheimbünde, darüber sagt. Er weist die enge Zusammengehörigkeit der Maskenbräuche mit dem Manismus, der Ahnenverehrung und ihren Nebengebieten, nach und erwähnt insbesondere, daß manchmal in den maskierten Geheimbündlern geradezu die Ahnengeister selbst erblickt oder daß jene wenigstens als von solchen besessene Menschen bezeichnet werden. Die Aufnahme-Zeremonien, wie wir sie kennen gelernt haben, dienen einem „Vergeistigungsprozeß", durch den die Leute eine Verbindung mit den Geistern, eine Erlangung ihrer Macht zu erzielen glauben. „Der Vergeistigungszustand wird durch Enthaltungsgebote erreicht. Diese Enthaltungsgebote stellen die Einleitung in jenem Prozeß vor, den Dapper [3]) treffend als: Tod, Wiederauferstehung und Einverleibung in die Versammlung der Geister bezeichnet. Die Ahnen wurden im Walde bestattet. Daher ziehen auch die Novizen dorthin, in das Gebiet der Schatten. Wie dem Geiste der materielle Genuß von Speise, Weib und sonstigem Umgang nicht zusteht, so müssen auch die Jünglinge sich dieser Dinge enthalten; einsam, spärlich beköstigt, ohne Obdach und Schutz leben sie das Leben der Geister in den Einöden, aus denen sie auch in deren Gestalt, weiß, mit Vogelfedern und der Hüttenmaske resp. deren Endgestalten, hervorgehen [4]). Die supponierte Geisterschaft ermächtigt und verpflichtet zu tollem Spuk; sie spricht sich in jenen Ausgelassenheiten aus, deren Zusammengehörigkeit mit den Satur-

---

[1]) Vgl. die Erweckung der bei der Weihe getöteten Jünglinge durch Zauberer (Medizinmänner, Ärzte).

[2]) Schurtz, a. a. O., S. 116 f.

[3]) Oben angegeben.

[4]) Leo Frobenius, a. a. O., S. 215.

nalien wir vorhin angemerkt haben. Es gilt als natürlich, daß die umherziehenden Masken alles rauben, was ihnen in den Weg kommt, sich der Weiber bemächtigen und über alles Eßbare herfallen. „Zumal in den heimatlichen Dörfern im Walde herrscht die Geistergewalt. Wehe dem, der die Wälder des Belli, Sandi, Purrah, Simo betritt. Wenn Egbo, Oro, Dou durch die Straßen ziehen, dann flüchtet alles, zumal Frauen und Kinder ... Wenn die Beschnittenen der Mandingo-Länder dahinziehen über die Felder, durch die Weiler und die Büsche, dann rauben sie nach Herzenslust. Hier aber können wir auch am besten die Abwandlung der Sitte verfolgen. Manchenorts gehört es zum guten Ton, sie zu beschenken. So wird die Sitte vielerorts gedämpft, sie verliert ihre rauhe Außenseite“ [1]). Ähnlich gemilderte Sitten mögen in unseren europäischen ländlichen Frühlingsumzügen, wie Schmeckostern u. dergl. stecken, wo die von Haus zu Haus gehenden Gestalten beschenkt werden. Auch diese Gestalten sind oder waren Maskierte. Viele Maskenbündler Afrikas haben bezeichnenderweise ihre Haupttätigkeit bei Totenfesten und Bestattungszeremonien zu entfalten und üben dabei auch die spukhafte Geistergewalt. „Der Ndá raubt beim Totenfeste alles, was ihm erreichbar ist, den maskierten Ganga steht nach dem Absterben der Fürsten an der Loango-Küste das gleiche Recht zu. Wenn die mit den Nyati Verhüllten in Kamerun sich beschenken lassen und hierzu durch Anstürmen und scheinbaren Zorn zwingen, ist das gleichfalls eine, wenn auch degenerierte Form der Geistergewalt [2]).“ Auch diese Form hat ihre Vertretung in europäischen Landsitten; der Beschenkung bei den oben erwähnten Frühlingsumzügen gehen mitunter ins Drollige verzerrte drohende Gebärden voraus.

Was Frobenius, auf zahlreiche Quellen gestützt, über die Enthaltsamkeit und die darauf folgende Ausgelassenheit sagt, bestätigt vollauf meine oben mit Bezug auf „okkulte Übungen“ und geistliche Bußexerzitien gemachte Bemerkung über die Stauung von Libido, die dann um so stärker losbricht, wenn auch manchmal in minder kenntlicher Form.

Zu besonderer Wichtigkeit kommt bei Frobenius die Frage, wieso sich die Zeit des Noviziates in einer gewissen Weise nach der Geschlechtsreife richtet. Auch die Beschneidungssitte, über deren Entstehung viel gestritten worden ist, hängt damit zusammen.

---

[1]) A. a. O., S. 216.
[2]) A. a. O., S. 214 f.

Dapper berichtet, „die Jolov hätten, danach befragt, geantwortet, daß sie anders keine Kinder zeugen könnten. Gleiches geben andere Völker an. Es fällt das mit der Annahme von Ploß zusammen, daß in der Sitte ein naiver Versuch zu erblicken sei, die Befruchtung zu erleichtern. Diese Ansicht scheint mir der Wahrheit am nächsten zu kommen.“ Die erwähnte Ansicht soll überdies „dem ganzen Anschauungskreise einen verständlichen Boden verleihen“. Die zur Zeit der Geschlechtsreife durch Enthaltungsmaßregeln, zeremoniellen Tod usw. erlangte Vergeistigung „wäre demnach dahin zu deuten, daß eine gewisse Kraft gewonnen werden muß, um dem Kinde Leben zu schenken. Diese Kraft muß daher vor der Hochzeit gewonnen werden. Man nimmt also einmal die Beschneidung vor, zum anderen Enthaltungsgebote auf sich, um, mit übersinnlichen und sinnlichen Kräften ausgestattet, die Fähigkeit zu erlangen, Leben und Geist erwecken zu können [1].“

Schurtz schließt sich dieser Auffassung offenbar an. Wohl kehrt er vor allem den gesellschaftlichen Prozeß hervor, das Aufrücken in eine andere Altersklasse, die Emanzipation von der Hütte der Weiber, vom Rocke der Mutter zum Klubhause der Jünglinge und Krieger; aber auch er läßt den Novizen durch die Erlangung eines neuen Geistes in die Reihe derer treten, die imstande sind, den Stamm fortzupflanzen. Man dürfe annehmen, Tod und Wiedergeburt sollten „die wunderbare Gabe der Zeugungsfähigkeit erklären und versinnlichen, wenn auch nur in halbbewußter Weise“ [2]. Daran dürfte auszusetzen sein, daß das Magische zu wenig betont ist. Nicht sowohl auf ein „Erklären und Versinnlichen“ kommt es an, als vielmehr auf ein Wollen. Der Naturmensch läßt sich nicht zu theoretischer Darstellung in mühevolle Zeremonien ein, sondern deshalb, weil er damit magisch wirkend etwas erreichen will.

Eine wesentliche Bereicherung haben die Versuche, die primitiven Wiedergeburtsriten zu begreifen, in der letzten Zeit durch die vielseitige Kombinationsgabe J. G. Frazers erfahren, der sich übrigens in einem Hauptpunkte dem Amerika-Forscher Franz Boas anschließt. Frazer geht davon aus, daß bei manchen Stämmen die Erlangung eines individuellen Totems an den Wiedergeburtsritus geknüpft ist. Ohne auf das komplizierte Gebiet des sehr verbreiteten Totemwesens einzugehen, sei kurz daran erinnert, daß das Totem ein Tier (oder eine Pflanze,

[1] A. a. O., S. 217 f.

[2] Heinrich Schurtz, a. a. O., S. 102.

eine Waffe oder sonst ein Gegenstand) ist, mit dem der Mensch eine Art Schutz- und Trutzbündnis eingeht, oder vielleicht besser gesagt, eine Blutsbruderschaft, denn es bildet sich eine geheimnisvolle Blutsverwandtschaft, ja gewissermaßen eine Identität zwischen dem Menschen und der betreffenden Tierart heraus. Diese Tierart erhält den Charakter von etwas Geheiligtem. Es gibt Totems, denen die ganze Sippe (nach gewissen Verwandtschaftsgesetzen) angehört; diese Totems erhält man durch die Geburt, wie wir unseren Familiennamen. Und es gibt individuelle Totems, welche der Einzelne zu seiner besonderen Auszeichnung oder seinem besonderen Schutze erwirbt. Frazer sieht mit Boas die letztere Art der Totem-Erlangung als die ursprüngliche an; nach Boas handelt es sich im Grunde stets um die Erwerbung eines Manitu, den wir in unsere Sprache etwa als einen guten Genius übersetzen können [1]). In der Art, wie nun Frazer weiterhin den Totemismus beleuchtet, zeigt er ihn uns als ein magisches Mittel des primitiven Menschen, seine Seele (d. h. sein Leben) an einem Ort zu deponieren, welcher sicherer ist als sein eigener Leib, sozusagen weit vom Schuß. Man kann von seinem Feinde nicht (oder wenigstens nicht auf dem gewöhnlichen Wege) getötet werden, wenn man sein Leben in einem fern im Wald lebenden Tiere verwahrt hat; und man ist in gleicher Weise unverwundbar, wenn man seine Seele in eine eisenharte Waffe gezaubert hat. Das Totem ist sozusagen der Seelenbewahrer. Und hieraus ergibt sich nach Frazer auch eine neue Erklärung der Wiedergeburtsriten. „Sie werden verständlich, wenn wir ihre Grundlage darin erblicken, daß dem Jüngling seine Seele entnommen und in sein Totem transferiert wird. Da kann natürlich die Vorstellung entstehen, daß der Junge, dem man die Seele extrahiert, dadurch getötet oder wenigstens in einen todähnlichen Zustand versetzt werde, den der Wilde kaum vom Tode unterscheidet. Sein Wiederaufleben würde folgerichtig der graduellen Erholung von dem Shock oder, noch wahrscheinlicher, dem Einfließen des Lebens vom Totem zugeschrieben. Die Essenz der Initiationsriten — soweit sie in der Nachahmung von Tod und Wiederbelebung bestehen — wäre somit ein Austausch von Leben oder Seele zwischen dem Mann und seinem Totem. Der ursprüngliche Glaube an die Möglichkeit eines solchen Seelentausches spricht sich deutlich aus in der Geschichte von dem Baskischen Jäger, der behauptet, daß

---

[1]) J. G. Frazer, The Golden Bough [3], VII/II, S. 273. — Vergl. desselben Totemism and Exogamy.

ein Bär ihn getötet und ihm dann seine Seele eingehaucht habe, so daß des Bären Leib nun tot, er selbst aber ein Bär sei, weil von des Bären Seele belebt [1]). Das Wiederaufleben des toten Jägers als Bär entspricht genau dem, was nach der hier vorgetragenen Theorie in dem Ritus der Tötung und Wiederbelebung eines Knaben zur Pubertätszeit vorgehend gedacht wird. Der Bursche stirbt als Mensch und kommt als Tier wieder zum Leben; des Tieres Seele ist jetzt in ihm, seine menschliche Seele in dem Tiere. Mit gutem Recht nennt er sich also Bär oder Wolf usw., gemäß seinem Totem; mit gutem Recht behandelt er die Bären, die Wölfe usw. als seine Brüder, da in diesen Tieren doch seine Seele und die Seelen seiner Verwandten wohnen [2])." Der Mann deponiert also nicht nur seine Seele in dem Totem-Tier (was eigentlich Frazersche Theorie ist), sondern er eignet sich auch das Wesen des Tieres und somit dessen Fähigkeiten an, welche die menschlichen in mancher Beziehung übersteigen, am allermeisten in den Augen des Naturmenschen. Dazu kommt, daß das Totem-Tier, zum Ahnengeist gestempelt, Geistergewalt erlangt. — Auch Frazer fällt es übrigens auf, daß das Deponieren der Seele in der Zeit der Pubertät vorgenommen wird; diese werde wohl als eine besonders kritische empfunden, was mit dem noch ungelösten völkerpsychologischen Rätsel von den das Sexualleben umlauernden geheimnisvollen Gefahren zusammenhänge [3]).

Die verschiedenen Interpretationen des Wiedergeburts-Ritus sind, obwohl scheinbar auseinanderführend, doch im innersten Grunde vereint. Ob wir nun die Fortpflanzung des Geschlechts oder den Übertritt aus der Weiberpflege zu den Männern oder die Erlangung eines Totems als das Wichtigste hervorkehren: zwei fundamentale Prinzipien sind allen Interpretationen gemeinsam. Diese Prinzipien sind: Erstens eine radikale Umwälzung im Leben; die Erhebung zu einer neuen, vollkommeneren Lebensverfassung; zweitens die Beziehung zu den geheimnisvollen Mächten des Jenseits — oder, in höherer Sprache zu reden, zum Göttlichen.

Man mag mich angesichts dieser Worte und der vorher mitgeteilten manchmal burlesken Tatsachen einen Romantiker schelten; man täte aber unrecht, zugleich die ersten Gestalten, in

---

[1]) Theodor Benfey, Pantschatantra, Leipzig 1859, I, 128 f.

[2]) J. G. Frazer, The Golden Bough [3], VII/II, 225 f.

[3]) Frazer, a. a. O., S. 277 f. — Ob das Rätsel mittlerweile von Sigmund Freud (Die infantile Wiederkehr des Totemismus, in Imago II, S. 357 ff.) gelöst worden ist, kann ich nicht entscheiden.

denen sich, für spätere Entwicklung, das Göttliche ankündigt, ihrer Kleinheit wegen zu verachten. Wir sind nicht gar so groß, daß wir uns in lächelndem Stolz genügen dürften. Die Menschheitsphase, die ihr Vorbild in einem Tier erblickt, und deren höchster Ehrgeiz es ist, in Geschicklichkeit, Kraft und Verschlagenheit diesem Tiere zu gleichen, kennt freilich noch keine hohen ethischen Güter, die in unserem Sinne mit dem Göttlichen verknüpft sein müssen. Aber der Anfang ist da: das Streben nach irgend einem Ideal, nach dessen Erreichung man als besserer, wertvollerer Mensch gilt.

Oft und oft heißt es in den Beispielen — und ich habe es auch mehrmals wiedergegeben —, daß erst der Geweihte ein voller Mensch sei. Ursprünglich bloß um handgreiflicher Vorteile willen begehrt, nimmt die Weihe in fortschreitendem ethischen Entwicklungs- oder Verfeinerungsprozeß (neben dem als Rückschläge Degenerationserscheinungen vorkommen) mehr und mehr geistigen Gehalt auf. Die Geweihten werden die Bewahrer der höchstbewerteten Güter. Die Geistergewalt, auf früher Stufe vielleicht nur trunkene Besessenheit im eiteln Bewußtsein erworbener Kraft und Vortrefflichkeit, sie wird auf späterer Stufe gesetz- und ordnungsgebend. Und subjektiv wird, was ursprünglich nur auf die magische Hebung des engen Ich gerichtet war, später ausgeweitet zu allgemeiner Wohltat. Ich meine nicht, daß jeder einzelne die schönen Ideen, die so im Lauf der Generationen wachsen, auch ganz erfüllt; aber die Ideen werden doch als Vorbilder empfunden, um die man sich bemüht. Gewissen ewig aktuellen — weil im Grunde des menschlichen Denkens und Fühlens verankerten — Symbolen wird auf diese Weise ein immer höherer Gehalt eingegossen. Auch das große Symbol der umwälzenden Verbesserung des Ich, das Wiedergeburts-Symbol, erfährt diese Bereicherung; das Vorbild, zu dem die Veränderung führen soll, wird ein immer höheres.

Ein früher sittlicher Zug ist es, wenn in den Lebenstausch mit dem Tiere oder in die Beziehung zu den Geistern ein Vertragsgedanke eingeht, der einen gewissen Respekt vor Gesetzesnormen voraussetzt oder mit sich bringt. Eine sittliche Äußerung von eminent sozialer Nützlichkeit ist es z. B., wenn die Geheimbünde unter manchen „wilden" Völkern eine Gerichtsbarkeit nach Art der heiligen Vehme auf sich nehmen, ja das Haager Schiedsgericht weit in Schatten stellen. — Bei den Schekiani und Bakele (am Ogowe, Afrika) werden alle Jünglinge in die Mysterien des Geistes Mwetyi eingeweiht, mit Zeremonien, die den uns schon bekannten ähneln. Der Mwetyi-Bund sorgt für die

Einhaltung der Gesetze. „Soll zwischen den verschiedenen Stämmen ein Vertrag abgeschlossen werden, so wird Mwetyi stets als Zeuge angerufen und mit der Obliegenheit betraut, an der Partei, die den Vertrag verletzen will, Rache zu üben. Wenn man dies unterlassen sollte, würden Bündnisse und Verträge wenig oder keine bindende Kraft haben. Wird ein Gesetz erlassen, dem man besondere Wirksamkeit zu geben wünscht, so wird Mwetyi als derjenige bezeichnet, der an den Übertretenden Rache üben werde, und dies ist im allgemeinen eine hinreichende Bürgschaft für strenge Beobachtung des Gesetzes." — Von dem Egbo-Orden in Kamerun gibt Bastian an: „Ein jeder Mann, Frau oder Kind hat das Recht, die Hilfe des Egbo gegen seinen Herrn oder seinen Nachbar anzurufen, und dazu bedarf es nur, daß er ein Mitglied des Ordens auf der Brust berührt, oder an die große Egbo-Trommel schlägt. Der Beanspruchte muß also gleich einen Konvent zusammen berufen, wo die Klage untersucht und, wenn gerecht befunden, befriedigt wird. Erweist sie sich dagegen als unbegründet, so wird der Kläger bestraft; hat das Gericht ein Verdammungsurteil gefällt, so läuft der Beauftragte mit seiner schweren Peitsche in der Hand und von einem lärmenden Gefolge von Egbo-Brüdern umgeben, direkt nach dem Hause des Verurteilten, aus dem sich niemand rühren darf, bis die Strafe vollzogen ist ... Leute, die auf Reisen zu gehen gezwungen sind, stellen meistens ihr Eigentum unter den Schutz des Messing-Egbo (eines bestimmten Egbo-Grades), und ein gelbes Stück Zeug, das über der Tür angebracht ist, genügt, das Haus gegen jede Beschädigung zu schützen." — Zwischen dem Sierra-Leone-Fluß und dem Cap Monte herrscht der uns bereits bekannte Purrah-Bund, durch mehrere Völkerschaften verbreitet. Der besondere Purrah jedes Volkes untersucht die Verbrechen, die in seinem Bezirke begangen worden, richtet sie und läßt seine Aussprüche vollziehen. Er stiftet zwischen den mächtigen Familien Frieden und legt ihre Streitigkeiten bei. Der große Purrah (s. v. v. Die Großloge) versammelt sich nur bei außerordentlichen Gelegenheiten und spricht das Urteil über diejenigen aus, die die Mysterien und die Geheimnisse des Ordens verraten oder die sich gegen seine Aussprüche ungehorsam erweisen. Gewöhnlich macht er aber auch den Kriegen ein Ende, die manchmal zwischen zweien zu diesen Bünden gehörigen Völkerschaften entstehen. Wenn diese miteinander Krieg führen, wünscht meist der eine oder andere Teil nach einigen Monaten den Frieden. Die Völkerschaft nimmt heimlich zum großen Purrah ihre Zuflucht

und fordert ihn auf, die Mittelsperson zu sein und die Streitigkeiten beizulegen. Der große Purrah versammelt sich in einem neutralen Bezirke, und sobald er beisammen ist, läßt er den kriegführenden Bezirken melden, daß er nicht zugeben könne, daß Menschen, die miteinander als Brüder, Freunde und gute Nachbarn leben sollten, einander bekriegen, einander die Ländereien verwüsten, plündern und verbrennen, daß es Zeit sei, diesen Ausschweifungen ein Ende zu machen, daß der große Purrah die Ursache des Krieges untersuchen wolle und daß er befehle, alle Feindseligkeiten augenblicklich einzustellen. Es ist ein Hauptpunkt dieser Einrichtung, daß, sobald der große Purrah beisammen ist, um dem Kriege ein Ende zu machen, und bis dahin, wo er seinen Ausspruch getan hat, es jedem Krieger verboten ist, einen Tropfen Blutes zu vergießen; dies würde jedesmal mit dem Tode geahndet. Man hütet sich also sorgfältig, dieses Gebot zu verletzen, und enthält sich aller Feindseligkeiten. Das Obertribunal bleibt einen Monat versammelt, zieht die nötigen Erkundigungen über die Ursache des Krieges ein und fällt den Urteilsspruch, gegen den es keine Widerrede zu geben scheint [1]). Alle Achtung vor dem Purrah!

Die Wiedergeburt hat sich begreifen lassen als ein ritueller — zuerst magisch wirksam gedachter — Ausdruck des Bemühens um eine radikale Wesensverbesserung. A. Dieterich [2]) hat ungefähr das Richtige getroffen, da er zeigte, daß die modernen Begriffe von Umwandlung und Entwicklung in der Vergangenheit, also in Zeiten primitiverer Gedankenarbeit, nur archaisch gedacht und dargestellt werden konnten als ein Sterben und Wiedergeborenwerden [3]). Für die Wesensverbesserung schwebt dem Menschen jeweils ein seinem Kulturniveau entsprechendes Ideal vor. Diesem will er gleich werden, und darum ahmt er bei den rituellen Akten, so gut es geht, sein Vorbild nach; er nimmt dessen Eigenschaften, Aussehen, Stimme, Bewegung an, und oft entsteht die gläubige Überzeugung wirklicher Verwandlung in das Vorbild. Die Überzeugung ist insofern nicht ohne

---

[1]) Leo Frobenius, a. a. O., S. 61, 86 f., 139 ff. — Die Angaben über den Purrah stammen vornehmlich aus S. M. X. Golberry, Reise durch d. westl. Afrika, 1804, S. 41 ff. und aus Th. Winterbottom, Nachrichten von der Sierra-Leone-Küste und ihren Bewohnern, 1805, S. 180 ff.

[2]) Albrecht Dieterich, Eine Mithrasliturgie, Leipzig und Berlin, 2. Auflage.

[3]) Über die psychologischen Gründe dafür sowie für die Unverwüstlichkeit des Symbols s. C. G. Jung und H. Silberer, a. a. O. — Vergl. auch F. Riklin im Zentralbl. f. Psycho-Analyse, Wiesbaden, III. Jahrg. (1912/13), S. 103 ff., und 113 ff.

Berechtigung, als eine nachhaltige psychische Wirkung solches intensiven Bestrebens eintreten kann. Äußerste Intensität dieser autosuggestiven Kraft findet sich auf den verschiedensten Kulturstufen: der begeisterte Naturmensch leistet Erstaunliches in dem festen Glauben an seine Verwandlung in das Totem, und der christliche Ekstatiker bringt es dahin, daß auf seinem Leib sogar die Wundmale dessen sich röten, mit dem er mystisch eins sein will. Deutlich läßt sich das Streben, dem Vorbilde zu gleichen, z. B. an den rituellen Schritten verfolgen. Für wen der Kasuar maßgebend ist, tanzt, angetan mit einem Federkleid, die Tritte dieses Vogels; wer den Bären heilig hält, macht in der Bärenmaske Bärenschritte; wer den Geistern der Unterwelt huldigt, ahmt, bleich geschminkt, Totengespenster nach, wie er sie sich eben vorstellt; genaue Nachfolge der Ahnen spricht sich darin aus, daß die Novizen auf Viti-Levu ihre Füße genau in die Fußstapfen des Führers setzen, wenn sie in dem ahnengeweihten Nanga dem Allerheiligsten nahen; auf höherer Stufe handeln jene ähnlich, die sich moralisch den rechten Winkel als das Vorbild gewählt haben: rechtwinklig sind die Schritte der Freimaurer; und bergan in vierzehn Stationen schreitet, das symbolische Kreuz tragend, der fromme Büßer in der Nachfolge Christi auf dem Calvarienberg.

* * *

Psychologie und Ethnologie bestätigen einander. Sie zeigen uns die Wiedergeburt als den naiven bildlichen Ausdruck für das, was wir in der abstrakten Sprache der Begriffe als Umwandlung, Veränderung, Entwicklung bezeichnen, nebst einem Zug zum Geistigen und Vorbildlichen. Genau so, wie im traumhaften Denken der lekanomantischen Versuche die Umwandlungs-Bestrebungen der Versuchsperson Lea als Wiedergeburts-Szene sich malen, so nehmen auch für die primitiven Gemüter der Naturvölker ähnliche Bestrebungen analoge Bilder an, die sie noch dazu, Bild und Wirklichkeit verwechselnd, mimetisch agieren. Sie handeln „magisch", denn eben, indem sie Bild und Wirklichkeit verwechseln, vermeinen sie auf das Reale zu wirken, indem sie das Bildliche üben. Ich erinnere an das, was ich zur Illustration dieser vermeintlichen Magie über den Regenzauber anführte.

Das Symbol der Wiedergeburt ist, wie wir gleichfalls gesehen haben, keine singuläre Erscheinung, die der Vermittlung von Lehre und Tradition bedürfte, um sich zu verbreiten und zu erhalten, sondern ein aus dem menschlichen Gemüte mit

natürlicher Notwendigkeit sich ergebendes Bild, das, weil mit den realen Vorbildern der wirklichen Geburt und des wirklichen Todes zusammenhängend [1]), zwar an sich ein ziemlich stabiles Produkt ist, aber in seinen Verbindungen eine erhebliche Entwicklung durchmacht, wie eben jedes Erzeugnis des wachsenden Geistes der Menschheit. Ganz unrichtig wäre die Vermutung, die Wiedergeburt sei von vornherein den Menschen als etwas besonders Erhabenes, etwa als ein geoffenbartes, später verlorenes Geheimnis, gegeben; nur wer die Menschheitsentwicklung auf den Kopf stellt, kann derartiges behaupten; Theosophisten sind jedoch immer bereit dazu, denn sie hängen, das unbequeme und anstrengende Lernen und Prüfen der von der Natur gebotenen Tatsachen vornehm ablehnend, lieber an der romantischen Anschauung von der vor Zeiten vom Himmel gefallenen und (für sie) immer noch fallenden fertigen Weisheit.

Das Symbol der Wiedergeburt ist, an sich betrachtet, ein kostbares, aber leeres Gefäß. Es kann mit verschiedenem Inhalt gefüllt werden, je nachdem, wozu die Wiedergeburt einen machen soll, und, notabene, je nachdem, was man durch sie tatsächlich wird. Das Wiedergeburts-Bestreben bekommt je nachdem überaus verschiedene ethische Werte. Und ebenso verschieden sind auch die intellektuellen Werte. Die Anfänge sind roh, beschränkt, niedrig und überdies geistig unklar, da zunächst Bild und Sache nicht unterschieden werden. In langer Entwicklung wird das Objekt des Strebens erhabener und klarer, und man beginnt, den Symbol-Charakter des Bildes zu erkennen. Das ist der Weg zum höheren Gebrauch des ursprünglich so naiven, rohen Ritus oder Symbols. Nicht darf die Einfalt des Symbols selbst verwechselt werden mit derjenigen seines Gebrauches. Die Naivität des Symbols bleibt bis in die feinste Entwicklung erhalten, namentlich dort, wo das Symbol Gegenstand inneren Erlebens wird, wie in mystischen Übungen. Hier wie immer unterscheiden sich aber die Entwicklungsstufen durch den geistigen und ethischen Gewinn, den der Mensch aus dem symbolischen Erleben zieht; aus der Stellung, die er dazu einnimmt.

An und für sich betrachtet, und der Menschheit als ganzem gegenüber gestellt, ist freilich die Größe des Symbols über die Einzelbedeutungen, die ihm zukommen können, erhaben. Deshalb schrieb ich auch in meinen „Problemen" (S. 256 f.), es

[1]) Und auch durch bleibende psychische Faktoren bestimmt.

komme hauptsächlich auf das im Symbol ausgedrückte ethische Streben, und nicht so sehr auf das veränderliche Objekt des Strebens an.

Doch hieße es diese Worte mißverstehen, wenn man etwa herauslesen wollte, die verschieden hohen Entwicklungsstufen des sich daran übenden Menschengeistes seien, untereinander verglichen, gleichwertig. Gleichwertig ist nur innerhalb jeder Entwicklungsphase das Aufwärtsstreben und Aufwärtssteigen, nicht aber sind die Stufen untereinander gleich. Mit anderen Worten: Für den auf der Stufe A Stehenden ist sein Fortschreiten zur Stufe B ebenso angemessen und verdienstlich, wie für den auf der Stufe M Stehenden der Fortschritt zu der Stufe N. Bedauerlich ist es aber, wenn das Streben des auf der Stufe M Stehenden umschlägt und er, die geistige Höhe seiner Sphäre verlassend, auf die Stufe L zurücksinkt!

Ein solches Zurücksinken auf tiefere Stufen findet zum Beispiel dort statt, wo die nach langer Kulturarbeit errungene Erkenntnis des subjektiven und symbolischen Charakters der inneren Erlebnisse aufgegeben und zu kritiklosem Glauben an ihre Realität zurückgegriffen wird, was bekanntlich die Theosophisten auf Schritt und Tritt tun.

Ein Zurücksinken findet auch dort statt, wo von den langsam errungenen ethischen Forderungen abgegangen wird, indem die Nächstenliebe, die bescheidene Unterordnung unter das allgemeine Wohl dem busineß-mäßigen Wunsch nach persönlichem Erfolg freudig aufgeopfert werden. In dieser Beziehung brillieren am meisten die amerikanischen Blüten der Gedankenkonzentrations- und Beeinflussungslehren; und ein wie großer Teil davon europäischen Theosophisten-Führern (zu ihrem persönlichen Gebrauch) zukommt, entzieht sich meiner Betrachtung, aber er wird nicht gar gering sein.

Nicht alle Freunde der Mystik verfallen in die genannten Fehler, sei es in Vernachlässigung der Ethik, sei es in leichtfertigen Glauben an ihr Können, ihr Wissen und ihre Bedeutung. Die wahren, großen Meister der Mystik sind stets voll der sittlichen Bestimmung des Menschen und lassen sich nicht hoffärtig blenden von dem Glanz ihrer Gesichte.

„Mit der rechten Theosophie“, schreibt der scharf kritisierende Freimark[1]), „wie sie in den Veden, in einzelnen buddhistischen Schriften, im Sufismus, in den Predigten und Büchern der romanischen und der deutschen christlichen Mystiker

[1]) Hans Freimark, Die okkultistische Bewegung, S. 59.

enthalten ist, hat das, was neuerdings für Theosophie ausgegeben wird, nicht das Geringste zu tun. Ja, es gibt keinen ärgeren Gegensatz, als dieses mystifizierende Treiben und die Absichten der wahren Theosophie. Allerdings ist dieser Gegensatz keine neue Erscheinung; noch stets verwechselten hyperekstatische Seelen unwesentliche Begleitumstände mit dem eigentlichen Inhalte jeder Theosophie. Und Charlatane kamen und stellten diese höchst subjektiven Umstände als die Hauptsache hin. Die echte Theosophie aber . . . ist von der Unvollkommenheit dieser Schauungen durchdrungen [1]) und führt sie mit Recht auf einen besonderen Hang zur „geistigen Sinnlichkeit", wie die Guyon es bezeichnet, zurück. Eine ihrer Grundbedingungen ist, daß ihr Jünger „alle Bilder und Abgötter zerbreche". Wie könnte sie neue Bilder und Abgötter aufstellen? Nein, sie erstrebt nichts, als ein Leben in innerer Sammlung, Selbstvergessenheit und Selbstzucht unter entschiedener Anerkennung der Pflichten der tätigen Nächstenliebe. Gott soll im Menschen wirksam werden und seine Liebeskraft und -gewalt ihn zu aller Besten durchglühen. Das unterscheidet die wahre Theosophie von der falschen. Auf der einen Seite: ein Leben in Gott zu aller Nutzen, auf der andern: eine Emporschraubung der Persönlichkeit zum „Eingeweihten", „Führer" und künftigen Weltschöpfer".

„Höhere Entwicklung" ist ja recht schön. Aber braucht man Wortschwälle wälzende Redakteure der Ākāśa-Chronik, um das einfache Wesen der wahren höheren Entwicklung, der Wiedergeburt des Willens zum Guten, zu fassen? Am Ende klingt zu schlicht, was Jacob Böhme darüber schrieb [2]):

„. . . Denn was in GOtt seyn wil / das mus in Ihm in seinem Willen wandeln; so wir denn in GOtt nur Einer sind / in vielen Glidern / so ists ja wider GOtt / so sich ein Glid vom andern entzeucht / und macht einen Herrn aus sich selber / als die Hofart tuht: sie wil Herr seyn / und GOtt ist allein Herr: Itzt sind zwene Herren / und scheidet sich einer vom andern. Darum ist alles Sünde und ein Widerwille / das die Begierde vor eigen besitzet . . . Darum mus ein neuer Wille aus dem Widerwillen wachsen / der sich wieder in die einige Einigung ein-ergibet / und mus der Widerwille zerbrochen und

[1]) Wohl sind die inneren Erlebnisse für die Mystik als eine Introversionsform der religiös-ethischen Entwicklung charakteristisch. Aber sie sind gleichsam nur Gefäß und dürfen nicht für den Inhalt genommen werden.

[2]) Jacob Böhme, Von VI mystischen Puncten, III, 21 ff.

getödtet werden. Und alhier ist uns zu betrachten das Wort GOttes / das Mensch ward; so der Mensch seine Begierde darein setzet / gehet er aus der Quaal aus seinem eigenen Feur aus / und wird im Wort neu geboren: Also wohnet der ausgehende Wille in GOtt / und der erste in der Begierde / in der Irdigkeit und Vielheit . . Also wird der ausgehende Wille vor eine neue Geburt erkannt: denn er nimmt wieder in dem Einen alles in sich / aber nicht mit eigener Begierde / sondern mit eigener Liebe / welche in GOtt geeiniget ist / daß GOtt sey alles in allem / und sein Wille sey aller Dinge Wille / denn in GOtt bestehet ein einiger Wille. Also befinden wir / daß das Böse mus dem Guten zum Leben dienen / so nur der Wille aus dem Bösen wieder aus sich ausgehet ins Gute . . . Aber des Lebens Wille mus in Streit wider sich selbst gerichtet seyn / denn er mus aus dem Grimm entfliehen / und den nicht wollen; Er mus die Begierde nicht wollen / die doch sein Feur wil / und auch haben mus / darum heissets Im Willen neu geboren werden."

Dem verehrten Freunde
Martin Spörr
überreicht dieses Büch-
lein der
Verfasser:



Wien, den 12. XI. 1915.

Durch Tod zum Leben

Von

Herbert Silberer

Silberer, Durch Tod zum Leben